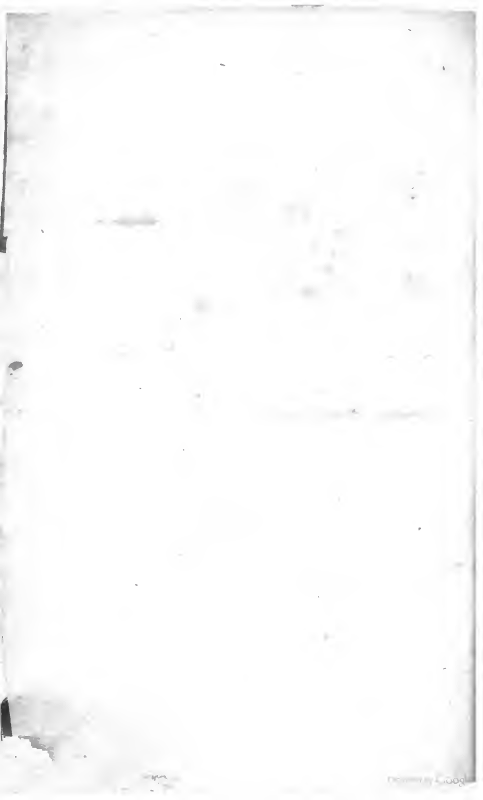
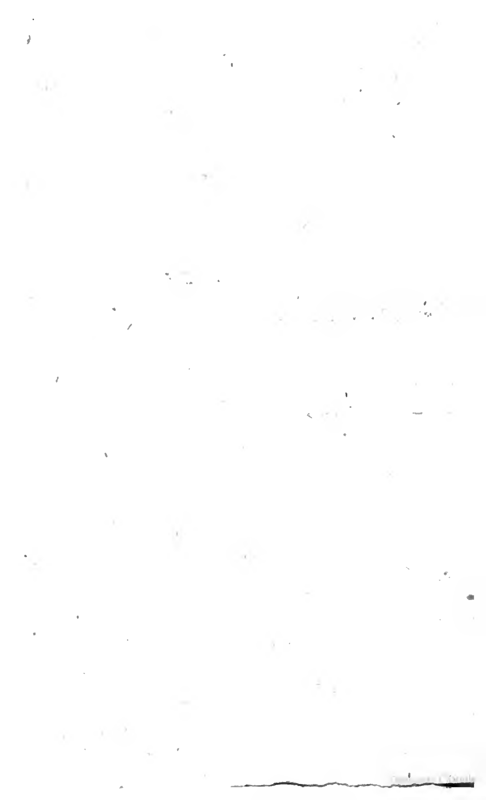

VITTORIO EM. III





Stapelia mixta.



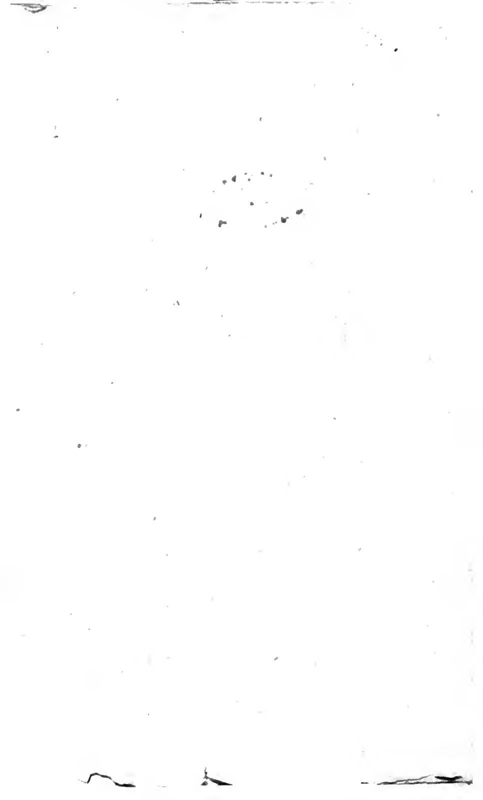
Stapelia mixta



von

Dr. Mises.

Leipzig, 1824.
Bei Leopold Voß.





Vorwort,

oder im Grunde Nachwort, nämlich zum Titelblatte. — Ich wollte mein Buch, das die Welt sehen sollte, gern die Mode mitmachen lassen, und es demzufolge mit einem Blumennamen taufen. Hierbei gerieth ich in keine geringe Verlegenheit. Ist nichts an einem Buche neu, soll's doch wenigstens der Titel seyn. Nun stand der Name fast aller Kinder Florens, die ich kannte, schon auf Büchertiteln; das Werk, an welchem ein berühmter Botaniker jetzt arbeitet, ein Auszug aus einem System der Botanik für Schriftsteller, welche um neue Blumennamen verlegen sind, war noch nicht heraus, und überdieß, wer stand mir bei meiner geringen Bewandertheit im belletristischen Blumengarten dafür, daß eine Blume, die ich noch für jungfräulich hielt, nicht doch schon mit dem Papier eine Vermälung einge-

gangen war. Was zu thun? Glücklicherweise besinne ich mich, einmal in einem Beckerschen Almanach gelesen zu haben: Gutrr Rath für diejenigen, welche nicht wollen, daß ihre Kinder mit andern gleichen Namen führen: „Nenne deinen Sohn Judas Ischarioth.“ Zugleich fällt mir ein, auf meinem Fenster stehendes, Exemplar von Stapelia mixta in die Augen, einer Blume von sombrer Farbe mit grell untermischten lichten Flecken, die einen Geruch verbreitet, daß die Aasfliegen aus Irrthum ihre Eier darauf legen. Nun dachte ich, so wenig je ein Christ sein Kind Judas Ischarioth, so wenig wird je ein duftender Belletristiker das seine mit dem Namen einer solchen Blume benannt haben. Dieß löste meinen Zweifel. — Den Aasfliegen lasse ich übrigens gern gewähren.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Ueber den Tanz.

Der Tanz ist die erste Kunst, nicht blos auf der Erde, sondern überhaupt auf der Welt. Ist es doch, als wenn dem ganzen Universum bei der Schöpfung auf einem Oberonshorn wäre geblasen worden, so daß es sich drehen muß in ewigen Kreisen. Macht nicht jede Erde ihre Pas nach Kräften und Vermögen, und selbst die Sonne, der wegen ihrer Corpulenz zu viel Bewegung nicht zuzumuthen ist, dreht sich um sich selbst, von der allgemeinen Tanzlust hingerissen. Was unsre eigne Erde betrifft, so hat die Art Zweitritt, die sie mit dem Monde im ovalen lampenhellen Tanzsaale macht, ohnstreitig die erste Veranlassung zur Erfindung des Walzers gegeben, den man daher mit vollem Rechte einen himmlischen Tanz nennen kann. An diese großen Beispiele halte man sich und lasse Moralisten und Aerzte schwatzen, welche den Tanz verdammen, erstre, weil sie guter Sittenregeln sich gewöhnlich zwar im Kopfe, desto schlechterer aber meist in den verdorrten Füßen bewußt sind, leztre, weil sie nur zu wohl einsehen, daß der Tanz das einzige Mittel ist, uns, indem wir den Winken der Natur

folgen, gesund an Leib und Seele zu erhalten, und sie daher durch denselben um ihr ganzes Verdienst kommen würden. Denn lehrt ihnen nicht ihre Anatomie, wie unser ganzer Fuß durchaus zu nichts weiter, als zum Tanzen eingerichtet ist, wie ein Muskel daran für das pas glissé, ein andrer für das pas floré gebaut erscheint u. s. f., so daß es auf jeden Fall eben so viel Arten Pas als Beinmuskeln geben muß; wie der Mensch blos darum Zehenspitzen und ein Gelenk am Fuße hat, damit er auf den Spitzen sich heben und den Fuß gebührend strecken könne; wie ihm auch polstrige Wadenmuskeln, oder wenigstens Stellen, künstliche daran anzubringen, mitgegeben sind, das Entrechat daran zu effectuiren, und wie in alle jene Muskeln Nerven laufen, blos damit sie, so wie ein Geigenstrich ertönt, in die zum Tanzen gehörigen Convulsionen gerathen können. Der Arzt weiß es, daß er bei einem Tanzenden nichts zu suchen hat, der ein Glas Punsch oder Limonade auf einmal hinunterzustürzen jeder Flasche: „Alle zwei Stunden ein Eßlöffel," vorzieht; darum geht er in die Stuben, wo Leute matt umherschleichen oder träg im Bett liegen: an diesen rächt sich die Natur für die Vernachlässigung ihres Willens; warum tanzen die Narren nicht? dann wären sie sicher nicht krank oder todt. Es gibt doch gewiß auf der Welt keine bessere Motion, als einen recht raschen Walzer nach

einer gut gestrichenen Geige. Wer sonst gegen diesen Tanz eingenommen ist, braucht sich ja auch nur vorzustellen, wenn er einem Balle mit zusieht, die Leute darauf, die sich die Woche hindurch krank gesessen, trieben sich blos des Schwitzens und um den Säfteumlauf zu befördern, im Kreise herum, weßhalb auch mancher noch mit Armen und Füßen dabei rechts und links nach Vermögen ausschlägt; und er muß die Sache ganz zweckmäßig finden.

Ich für mein Theil wollte lieber ein hölzerner Kreisel seyn, den der Knabe mit der Peitsche, wie uns der Musikant mit dem Fidelbogen zum Tanzen encouragirt, als ein grundgelehrter Mann, dessen Beine weiter nichts verrichten, als zu bewirken, daß der Stuhl, auf dem er sitzt, statt vier, dann sechs hölzerne Füße hat. Nur darum ist ja die Kugel die vollkommenste Gestalt, weil sie unendlich viel Beine zum Tanzen hat, ja rundum blos aus solchen besteht; denn jeder Punkt an ihr ist eine Zehenspitze, auf der sie sich drehen kann und wirklich dreht, bei der leisesten Anregung. Wir unvollkommne Wesen haben nur erst zwei Punkte mit dieser Gestalt, die ein alter Weiser die göttliche nannte, gemein; mittelst derer wir die kreisförmigen himmlischen Bahnen nachahmen sollen; aber diese beiden Organe sind auch die edelsten unsers ganzen Körpers; wie zwei Konsuln einst die ganze Last des Staats, so haben sie die ganze Last

unsers Organismus zu tragen, zu lenken und zu regieren, der ihrer Willkühr unbedingt gehorchen muß; und wie an einer Nadel der plumpe Kopf blos der Spitze halber vorhanden ist, so hat auch im Menschen der Kopf nur in Bezug auf seine Füße Werth, inwiefern er mittelbar oder unmittelbar der Kunst der Füße Vorschub leistet.

Es bedarf gar keiner tief eingehenden Vergleichung, um den Werth, den die Tanzkunst vor allen übrigen Künsten behauptet, einleuchtend zu erkennen. Wer bleibt vor einem schönen Gemälde länger als fünf Minuten stehn, dann spricht er: „o wunderschön," und geht weiter, und erzählt, er habe eine Stunde bewundernd davor gestanden; wer aber geht willig vom Ball, bevor nicht das Abendroth vom Morgenroth abgelöst ist, und sagt dann, die Zeit habe ihm nur fünf Minuten gewährt? — Warum wird die Musik mit einem so lebendigen Eifer betrieben, als damit schöne Hände zeigen können, daß sie so gut auf den Tasten tanzen können, als die Füße auf dem Boden? Warum haben sich so große Harmoniekünstler bilden müssen, als damit sie große Opern schreiben, aus denen sich Wiener und Hopser machen lassen: ja man kann es als das Kriterium einer guten Musik ansehen, daß sie hierzu tauglich ist. Wer von den schönen Herren besucht in L. aus einer andern Ursach das Concert, als sich zum nächsten Ball dort zu en-

gagiren; oder wenn er wirklich Geschmack daran findet, ist es doch nur, weil er weiß, oder vielmehr mit dem lauschenden Ohre unbewußt ahnet, daß die Töne selbst nur in einem Tanze der kleinsten Körpertheilchen bestehen, die dabei so zierliche Touren (Klangfiguren) bilden, als unsre größten Tanzkünstler nur immer herauszubringen vermögen, so daß ein Tonkünstler eigentlich nur für einen Tanzmeister der Körpertheile zu achten, der in ihr sonst ungeordnetes Hüpfen Regel und harmonische Ordnung bringt. Wer von den übrigen hat nicht in der dritten Stunde, wenn nicht schon in der zweiten oder ersten die Uhr mehrmals herausgezogen, wer sich nicht herzlich nach der Pause gesehnt, gleichsam einer Oase in langer trockner Wüste, wo er Thee und Eis zur Erfrischung findet, wo das Sturmgebrause des Geigens und Flötens endlich verstummt, so daß er auch zu einem vernünftigen Worte kommen kann; wessen Ohren haben nicht ihre Einlaßkarte an die Augen abgegeben, und wer von allen jenen hat sich nicht dann bitter gelangweilt, wenn er auf dem großen bunten Beete voll nach warmen Strahlen lechzender Blumen die seine nicht hingepflanzt fand. Wer aber hat je während des raschen Walzers seine Hand hinter der schlanken Taille weggezogen, sie gähnend vor den Mund zu halten; wer von jenen, die nur die Füße auf dem rechten Flecke haben, wählte wohl lange, wenn dort eine Bethoven-

sche Symphonie gespielt wird und hier ein Ypsilanti, ob er dort in Harmonieen sich wiegen oder hier die Füße zierlich schlenkern soll? Wer schwitzte nicht willig, daß ihm der Schweiß zu allen Poren herausdringt, als wäre er ein Faß der Danaiden, und keucht und stöhnt und zerarbeitet sich und läßt sichs unendlich sauer werden, daß der Zuschauer, der keine Ahnung von der Kunst hätte, inniges Mitleid mit ihm fühlen müßte; und das Alles thut er, ohne bezahlt zu werden; er läßt sich die Kleider voll Staub dabei werden, den Frack mit Wachs beträufeln; zerkratzt sich die Schuhe am Boden, macht einen ganzen Waschanzug auf einmal schwarz, spuckt, wenn der Schweiß nicht mehr zureicht, Blut aus Nase und Mund, hat nichts, gar nichts davon; nur also der hohe innere Werth des Tanzes kann Ursach seyn, daß er sich allem diesen Ungemach so willig unterzieht. Mit Recht läßt sich aber auch in der That der Tanz als ein Aufflug nach dem Himmlischen, Göttlichen betrachten, als ein Streben zur Engelsnatur: wir glauben Flügel zu haben, wollen uns in die Höhe schwingen; aber es wird nur ein Hopsen, weil uns die Last unsers irdischen Körpers wieder zurückdrückt. Doch wir lassen es nicht an Einem Versuche bewenden, und erst wenn wir matt sind vom vergeblichen Mühen, lassen wir ab, und Mancher fand seinen Himmel schon in dem Aufstreben nach demselben.

Mit der Dichtkunst würde sich die Tanzkunst wirklich schämen, heut zu Tage in Vergleich zu stellen; abgerechnet, daß diese doch wenigstens auf zwei gleichen, jene aber überall auf einem langen und kurzen Fuße einherschreitet, so ist auch die Tanzkunst eine freie Kunst; die Dichtkunst aber im Grunde ja jetzt ein zünftiges Handwerk zum Behuf des Broderwerbs, wobei ich mich nur, beiläufig gesagt, wundre, daß die Dichter nicht auch mit den übrigen Gewerken in gleichem Maße in Cultur und Selbstgefühl vorgeschritten sind, und, wie der Schneider sich jetzt Kleidermacher genannt wissen will, so das schlichte Dichter in Versemacher umändern, und dabei passende Schilder aushängen, damit man wisse, bei wem man in vorkommenden Fällen etwas nach Maß und Zuschnitt zu bestellen habe; auf welchen Schildern dann etwa Apoll, der Patron der Dichter, zu malen seyn würde als ein Schemen aus Haut und Knochen bestehend, wie er mit seiner Lyra nach einer fetten Speckseite wirft, oder wie er damit zu einer Hochzeit um ein Stück Hochzeitkuchen aufspielt, oder wie er sich mit den Blättern seines Lorbeerkranzes eine warme Suppe würzt. Man malt ja auch den Bacchus und Silen auf ähnliche Weise an die Schenken, und man könnte selbst das Bild dieser heut zu Tage für Apollo's ausgeben, um es als Emblem vor des Dichters Thür zu hängen; denn allerdings scheint es, als ob Apoll vom

Pegasus, dem Pferde, ganz abgesessen wäre, und Bacchus wird ja auch häufig gemalt, auf einem Fasse edlen Weins sitzend, und sich so ungeberdig benehmend, als ob er's auf einen Schluck leer getrunken hätte, und demungeachtet einen Strahl des klarsten Wassers von sich lassend. —

Gar wohl erkannten auch die alten Griechen, daß die Tage, die der Gottheit heilig sind, nicht würdiger gefeiert werden können, als durch „schöngeschlungne seelenvolle Tänze, die um den prangenden Altar kreisten." Im Grunde ist's auch heut' zu Tage noch nicht anders; Festtag und Balltag sind eins, und die Woche — besonders je höher wir in den gebildeten Ständen hinaufsteigen — blos Vorbereitung zu solchem; nur trennt man die Sache jetzt mehr, und statt um den Altar, wie ehemals, zu tanzen, setzt man sich, wenn für das Wesentlichere, den Ball selbst, nicht noch nöthige Vorkehrungen zu treffen sind, des Morgens eine Weile neben den Altar, und denkt dabei wenigstens andächtig an den Abend, und dann Abends wird der Tanz ohne Altar executirt; denn zum Untersatz von Weihrauch- und Myrrhengefäßen braucht er nicht mehr zu dienen, da jeder an der Feier Theilnehmende seinen Parfüm bei sich führen muß, auch hat man ja an vielen Orten noch einen Platz für das Büffet im Tanzsaale zu ersparen. Der Griechen Tänze mochten wohl auch einen ganz andern Charak-

ter tragen, als unsre jetzigen. Den Walzer kannten jene antiken Leute gar nicht, wie sie denn überhaupt sich mehr um eine Objectenwelt außer sich drehten, als um ihr eignes Ich, wie wir thun, weil sich jeder jetzt selbst als Centralpunkt kennt und achtet, der als solcher sich nur um sich selbst zu bewegen hat, wie's denn im Walzer nicht anders geschieht. Mir geht's freilich, wenn ich höre, daß die Griechen und besonders die Griechinnen keinen Walzer hatten, wie jenem Indianer, der sich wunderte, daß man in England leben könnte, da man ihm sagte, das Land habe keine Cocosnüsse.

Es ist nicht zu leugnen, wie überhaupt das schöne Geschlecht uns häufig an feinem Gefühl für das Schöne — mithin auch für die eigne Schönheit — übertrifft, daß wir auch in der Schätzung der Tanzkunst die Segel vor ihnen streichen müssen. Es ist wahr, wir drehen uns gern auch einmal herum, aber wir jagen, wir reiten, wir fechten auch gern; dem Mädchen aber geht nichts über den Walzer, selbst nicht das neue Kleid, das sie dabei anhat, und ich bin überzeugt, daß jedes Mädchen gern den einen Fuß hergeben würde, sobald sie sich dadurch die Erlaubniß erkaufen könnte, mit dem andern noch zu walzen, da ja manche um einen Walzer übers Maß, mehr noch willig hingibt, das ganze Leben, und so im eigentlichsten Sinne des Worts für ihr Leben gern

walzt. Erinnere ich mich doch, in Passavants Lebensmagnetismus gelesen zu haben, daß Mädchen, die so gelähmt waren, daß sie für gewöhnlich sich beinahe nicht rühren konnten, sich fast ohne müde zu werden, drehten, wenn es zum Tanzen kam.

Wie so züchtiglich sitzt jenes Mädchen da, und scheint kaum etwas mehr zu seyn, als ein kunstreicher Hebel, angebracht an den Stricknadeln, sie in Bewegung zu setzen; ihr Auge kriecht vor jedem es treffenden kühnern Blick furchtsam in sein Gehäuse zurück und streckt erst nach langer Zeit einen Blick wie ein prüfendes Fühlhorn darunter hervor, ob kein Stein des Anstoßes mehr im Wege liege; tippe mit dem kleinen Finger an sie, und sie läuft davon, als ob eine Spinne vorn darauf säße; sieh sie draußen; trippelt sie nicht, als wenn sie mit einem Ameischen spazieren gienge, und St. Andreas gelobt hätte, der Spitze des einen Füßchens nimmer den Hacken des andern sehen zu lassen: sieh dieses mechanische Kunstwerk auf dem Balle wieder; nur der Tanz ist's, der ihm Leben, der ihm Seele einzuflößen vermag: ihr Fuß reißt sie jetzt von selbst mit fort, und fängt schon beim ersten Tone an ungeduldig nach dem Takt den Boden zu schlagen, dem muthigen Schlachtroß gleich, das beim Ertönen der Kriegsmusik die Erde stampft, unwillig über den Zügel, der es noch zurückhält. Fügsam schmiegt sie sich jetzt in den kühnsten umschlin-

genden Arm; alle Muskelwellen wogen stürmisch an ihr; ihr Auge glüht zündend und entzündet durch die Glut der fremden Blicke; in Wort und Blick und jeder Bewegung spricht sich's aus, daß sie sich einer höhern adlichern Sphäre angehörig fühlt. Und ist der Ball nicht eine solche? Sind nicht die Titel Göttin und Engel so gemein auf dem Balle als der Titel einer Citoyenne in jeder Republik, sind wir nicht alle sonst duftlose Blumen, und fangen dort an, troß Moschus und Cöllnschem Wasser Wohlgerüche zu verbreiten; zieht nicht jeder und jede den alten Adam ganz und gar aus und wandelt in einem neuen Leben mit einem neuen und verklärten Leibe im Himmel des Ballsaals? Werden nicht alternde hier wieder jung und gleichsam aufgekocht, werden nicht mancher Runzeln zu Ackerfurchen für Rosen des schönsten Karmins, schlagen nicht an jeder Dame selbst Haare und Kleider in Blumen aus, wachsen nicht der Haar- oder Lockenlosen die herrlichsten Touren und Locken, dem Wadenlosen die schönsten vollkommenen Waden an; ja, wird nicht das Unmöglichscheinende möglich? ein Fuß, wie ein Kameel, kriecht, er wolle oder nicht, durch die Nadelöhrmündung eines Puppenschuhs, eine Hummeltaille streift einen Wespenbalg über, der keifendste Mund schminkt sich mit einem Engelslächeln; steinharte Herzen, durch Thränengüsse nicht erweichbar, schmelzen sentimental von der Brühe zuckersüßer

Worte gewältigt; die schwärzeste Aschenbrödel brüstet sich, eine weißgewaschene Prinzessin; kleidermachende Jünglinge entwickeln die sonst ewig zusammengefalteten Beine; der Pharmaceut bietet statt Latwergen neben süßen Worten und Blicken noch süßere Zuckerplätzchen. Wer hält das für unser gewöhnliches irdisches Leben!

Es ist hiernach gar nicht zu verwundern, warum für viele Schönen der Sommer die traurigste Jahreszeit ist, die es gibt, weil er den Bällen gewöhnlich ein Ende macht; zwar hat man die Freuden der Natur; allein wie wenig Ersatz vermögen diese zu gewähren. Der Sonnenaufgang, ja, er mag ganz herrlich seyn; aber die Sonne paßt es allemal ab, daß sie noch früher aufsteht als wir selbst, so daß sie zwar bei der Toilette unsrer Damen durchs Fenster zusieht, umgekehrt aber sich nicht von diesen bei ihrer Toilette zusehen läßt; eben so maliziös verfährt sie beim Untergange; sie nimmt gewiß jedesmal die Zeit dazu wahr, wo die spazierengehenden Damen gerade in einem eifrigen Gespräche über einen Hut, Schuh oder ein andres Stück der menschlichen Hülse begriffen sind, so daß dieselben nichts davon gewahr werden. So wachsen zwar auch recht schöne Blumen im Sommer, allein gerade auf solchen Stellen, wo meist nur Schaafe und Kühe hinkommen, dagegen auf den Spaziergängen der Menschen Wegstaub den Blüthen-

staub reichlich ersetzt. Was hat man also am Ende im ganzen Sommer, das uns das Wintervergnügen des Tanzes ersetzen könnte; der Sommer ist höchstens als ein schwacher Versuch der Natur zu betrachten, uns für die Entbehrung des Tanzes in einer gewissen Zeit, in der wir neue Kräfte zum Wintertanze sammeln sollen, etwas zu entschädigen, und als solcher verdient er unsre dankbare Anerkennung; und blos deßhalb mag auch die Sonne so heiß im Sommer scheinen, weil die menschliche Natur eigentlich auf eine tägliche Schweißausleerung durch den Tanz angewiesen ist — der hier, einseitig physisch betrachtet, gewissermaßen das bewirken soll, was das Pressen und Husten bei andern Ausleerungen — diese aber im Sommer, wo der Mensch auszuruhen hat, unterbrochen werden würde, wenn nicht die Sonne sich hier als Diaphoreticum ins Mittel schlüge. Gewiß ist auch die eigentliche Bedeutung des Spruchs: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," keine andre, als: du sollst nicht eher essen, als bis du dich in Schweiß getanzt hast.

Wollte man selbst gegen alle Vortheile der Bälle stockblind seyn, so würde man doch nothwendig zugeben müssen, daß Bälle die Arbeitsamkeit der jungen Mädchen auf das Vortheilhafteste befördern. Manche, die sonst keine Nadel anrühren und die Hände müßig in den Schooß legen würde, wird durch den

Ball zum angestrengtesten Kunstfleiße aufgeregt und ihre Finger fliegen vor dem Balle eben so geschwind, als ihre Füße auf demselben. Jedem Mädchen gibt ein Ball acht Tage vorher und dann geistig noch acht Tage nachher zu thun, so daß die ganze Zwischenzeit von einem Balle zum andern entweder nur ein Düngen oder eine Aussaat für die Ernte des Ballabends oder ein Nachessen von den Früchten desselben ist, die sie in der Nacherinnerung und noch mehr in der Nachrede genießt.

Man denke sich einen Maler, der sich schon Wochenlang mit der Idee zur Ausführung eines Gemäldes herumgetragen hat, man denke ihn, wie er die beste Leinwand, die glänzendsten Farben in allen Läden aufzutreiben sucht, wie er, fast Essen und Trinken vergessend, von seiner Staffelei nicht weicht noch wankt, einzig und allein mit Ausführung seines Gemäldes beschäftigt, das ihm am Tage der Ausstellung Ruhm erwerben soll, wie er hundertmal übermalt und retouchirt, indem er das Bild, das er im Geiste trägt, nicht so ganz, wie er möchte, anschaulich darzustellen vermag, wie er weiß, daß seine Idee göttlich ist, und wie er, wenn er nun zuletzt Alles geendet hat, das feste Vertrauen hegt, jeder werde bei den übrigen Gemälden vorübergehn, nur bei dem seinen stehn bleiben; kann man sich einen solchen Maler lebhaft vorstellen, nun so setze man statt des

Malers ein junges Mädchen, statt der Staffelei den Spiegel, statt des Pinsels Nadel und Scheere, statt Leinwand und Farben Seidenzeug und Bänder, statt des Gedankens zum Gemälde die beste Idee, die ein Mädchen von ihren Reizen nur immer haben kann, und man braucht nichts mehr zum Bilde eines Mädchens, das sich auf einen Weihnachts- oder andern großen Ball zurichtet.

Der Himmel verzeihe den tyrannischen Vätern und Müttern, die ihren Töchtern einen Ball versagen können, gewiß sind mehr Mädchen am Gram über versagte Bälle gestorben, als am Balle selbst; und wenn sich selbst eine oder die andre die Schwindsucht auf dem Balle holte, ist es denn nicht schöner, flott aus dem Leben zu tanzen, als krumm und grämlich am Stabe daraus fortzuschleichen, und den einen Fuß ein paar Jahre eher ins Grab zu setzen, als den andern? Wenn ein Mann im Felde fällt, so heißt es, er ist auf dem Bette der Ehre gestorben; nun für ein Mädchen ist ein Ball ein solches Bette der Ehre, und ein wackres Mädchen wird dem Tode durch den Tanz, und sähe sie ihn leibhaftig vor sich, mit eben solchem Muthe in die Augen sehn, als ein Tapfrer dem auf dem Schlachtfelde, höchstens wird sie noch um Frist zu einem einzigen Walzer bitten.

Grausam auch nenn' ich die Mutter, welche die Tochter, die widerstrebende, die schmeichlerisch kosen-

de, hinwegzieht mit Gewalt vom Balle, ehe noch der Hahn den Nachtwächter schlafen gehen heißt. Barbarin, rührt dich nicht der flehende Blick der Holden, wenn bat sie ja so süß? — Du schadest dir, mein Kind, es ist genug für heut, — du wolltest wirklich fort, kaum bin ich warm geworden — ja, ja, mich schläfert längst, und sieh, der Vater schilt — nur noch den Cotillon, dann will ich gern dir folgen — nicht einen Walzer mehr, du hast dich noch zu kühlen, du mäßigst dich auch nicht, du wirst die Folgen fühlen. Und siehe, jetzt rufen die Flöten und Geigen von neuem die Paare zum munteren Reigen; ihr wackelt von selber der Fuß; der süßeste Herr der ganzen Schaar kommt zephyrgleich auf den Zehen gegangen: mein schönes Fräulein, darf ich's wagen? — Die Arme, sie muß es ihm abschlagen; und sieht ihn jammernd in ihrem Innern mit einer andern durch die Reihen schimmern; sie wickelt den Shawl voll Unmuth um, und schmollt nun mit der Mutter nach Hause; es kommen, es kommen die Paare all, sie rauschen herauf, sie rauschen nieder, das Mädchen siehet keines wieder.

Der Gräcomane.

Die alten Griechen schrieben die Natur ab, deren große Charactere nicht durch schnelle Cursivschrift nachgemalt werden, sondern durch langsame, bedächtige Züge; daher hatten sie auch nur wenig Bücher, aber meist gute. Der Baum, der eine Unzahl von Früchten hervorbringt, hat sie meist unschmackhaft und sauer, und die Blume, die sich füllt, verliert oft darüber ihren eigenthümlichen Geist, den schönen Duft. Bei den Griechen waren die Gedanken lebendige Gestalten und Wesen, die sie nur in Worte kleideten, um sie unter die Menschen einführen zu können, und das Gewand war ein Griechisches schönes. In unsern Schriften wandeln Marionetten, die erst durch die Kleidung und den äußern Putz das Leben nachäffen lernen sollen, die nicht von selbst wandeln, sondern bei jedem Schritt den Faden erkennen lassen, an denen der Schriftsteller ihre Gesten modulirt. Wie jetzt die Brust sich nach der Schnürbrust richten muß und dadurch freilich hectisch wird, so daß ihr Besitzer — ganz eigenthümlich bei dieser Krankheit — ein langes Leben zwar sicher hofft, aber nicht erhält; so wird in unsrer Dichtung der Gedanke jetzt von seinem Kleide, dem Worte, bestimmt, der Vers vom Reime gemacht, und der Dichter hofft

dennoch Unsterblichkeit. Bei den Griechen war die Waffe und Leyer in derselben Hand, und der Schall der ersten hallte auf der letzten wieder; jedes Wort war eine geschriebene That und Kind derselben; wir lernen umgekehrt aus Büchern handeln. Auf jedem Gemälde der Griechen war die Spur von der Kupferplatte der Natur zu sehen; wir drücken ein Gemälde vom andern ab, darum sind jener Gemälde so kräftig und unsre so matt. Wie bei den Griechen die Schatten noch handelten und dachten, gleich den Lebenden, so waren auch ihre Worte nur Abschattungen des wahren Lebens, die es nicht nachäfften, sondern gleichsam fortsetzten; unsre Bücher sind eine andre Welt, in die wir die Gestalten versetzen, die mit der hiesigen wenig gemein hat. Wenn wir den Himmel malen wollen, so wird es ein Meer von ungewissem blauen Duft, durch den kaum einige glatte Engelsgesichter hindurchscheinen, gleichsam nur zu sagen, das sey der Himmel. Die Griechen malten die Seligen und so entstand ihnen der Himmel von selbst. In der Griechen Vergleichen wurden nur verwandte Stämme auf einander gepfropft; daher sie auch sich fortpflanzen konnten, bis auf unsre Zeiten, und fruchtbar sich noch immer wiederholen; unser Witz ist meist ein Minocentaur, in dem das Ungleichste zum barocken Ungeheuer verknüpft ist, das aber nur einmal erzeugt, einmal angestaunt, und dann als eine unfruchtbare

Mißgeburt mit Ueberdruß angesehen wird. Die Alten entlehnten ihre Bilder immer nur aus dem Menschenleben oder der Natur, sie pflückten nur die Blüten, die diese von selbst trieb, und schmückten ihre Gleichnisse damit; uns sind die natürlichen Blumen schon zu gewöhnlich geworden, darum machen wir künstliche, die von Weitem und obenhin wohl täuschen können, in der Nähe aber durch den Mangel an geistigem Duft verrathen, daß sie nur todte Zusammensetzungen sind. Wie überhaupt natürliche Gegenstände durch das Mikroscop schöner und klärer werden, künstliche aber ihren Glanz und ihre Glätte verlieren, so gewinnen immer die griechischen Schriften, von Männern geschrieben, die nur unbewußte Griffel der Natur zu seyn schienen, durch genauere Prüfung und in helleres Licht Setzen; die unsrigen aber, die meist nur durch künstlichen Firniß glänzen, werden unscheinbar und schlecht.

Ohne durch das Filtrum von tausend Kunstregeln gelaufen zu seyn, floß die Aganippe rein und klar dahin, und wie die Griechen, ohne von Schnürleibern und Gängelbändern etwas zu wissen, schöne gerade Menschen wurden, die den Gott in der Brust trugen, so wuchs auch ihre Poesie frei aus eigner Fülle, die Kunstregeln übend, ohne sie zu kennen, der Sonne der Schönheit und Wahrheit mit blüthenreichem Stamme entgegen; ja sind nicht unsre meisten jetzigen Re-

geln nur Kinder ihrer Poesie? Der schöne grüne Zweig ihrer Dichtung wird jetzt zur trocknen Elle gebraucht, nach der wir unsre messen, oder zur Zuchtruthe, mit der wir sie ziehen und geißeln, ohne doch dieselben Blüthen daran hervorlocken zu können. Die Schriften der Alten sind unsterbliche Götter, die durch alle Zeitalter dauern werden, der Parnaß und Helicon ihr Olymp und Ida; unsre jetzigen Schriften, zwar die Nachkommen jener, aber nur Sterbliche, die, vergleichbar den Blättern der Bäume — ὡςτε φυλλα δενδρων — wachsen und abfallen, wie diese.

Und ist es denn noch dieselbe Muse, die himmlische Göttin, die ehemals wohl sich herabließ, und den Dichter zu ihrer Lyra brauchte, um sich den Menschen verständlich zu machen; ist es denn noch dieselbe Muse, die jetzt, zur Buhlschwester herabgesunken, auch dem Gemeinsten sich preis gibt. Schreibt man denn nicht öfters jetzt, weil der Magen leer, als weil das Herz voll ist; weil Podagra oder Trägheit an den Stuhl fesselt, gießt man die Langeweile auf das Papier aus, die immer nur ein ihr gleiches Kind zu erzeugen vermag im Lesenden; statt daß der Pegasus den Geist mit kühnen Flügeln gen Himmel erheben sollte, wo er dem Gott des Lichtes und der Poesie näher ist, und die Welt sich in schönern Ansichten unter ihm ausbreitet. Ist nicht der Dichter vergleichbar der Olive? Nur das Oel ist gut, was

vom Strahl des warmen Sonnengottes hervorgelockt von selbst aus der Ueberfülle der Frucht hervorbricht; nicht das, was durch den herben Zwang des Bedürfnisses ausgepreßt wird. Nicht die Früchte, die grünen Zweige sind's an der Palme, die am Ziele steht, nach denen der Dichter streben soll. Dem Griechen war ein Lorbeerkranz genug für seinen Gesang, und was die Muse ihm schenkte, verschenkte er gern wieder; noch nicht wurden damals ihre Gaben in eignen Buden nach der Elle gleichsam verhandelt und gemessen, nicht wie die Milch von der Gewinnsucht der kräftige Gedanke mit Fleiß durch wäßrige Zusätze verdünnt, und Spreu und Raden unter das Korn geworfen, damit der Scheffel eher voll werde. Der Grieche säete die Körner, die er aus der Göttin Hand empfangen hatte, frei und unverfälscht aus, und so genießen wir noch jetzt die Früchte davon, denn durch kein Unkraut erstickt konnte die herrliche Erndte gedeihen.

Merkur hat Apollo die Leyer wieder gestohlen, die dieser, nach der Fabel von jenem, noch unberührt, empfing. Aber das zarte Instrument gibt rauhe unmelodische Töne unter der ungeschickten Hand, und die Saiten verstimmen sich mehr. Ja, wären die Saiten nicht golden, der Gott des Handels und Wandels würfe das schöne Barbiton verächtlich weg.

Encomium des Magens.

Der Mensch erkennt im Allgemeinen viel zu wenig, was für ein edles Glied sein Magen ist; und nur, weil es im Laufe der Welt immer so geht, daß das wahre Verdienst hintangesetzt wird, stellt man über den Magen Gehirn und Herz, die von dessen Brot essen, von dessen Wein trinken, und sich hernach undankbar genug über ihn lustig machen. Das Gehirn beschwatzt die Leute freilich mit schönen Phrasen, nur daß am Ende nichts Reelles dahinter ist; aber der Magen, wie ein stiller Weiser, schweigt und handelt darum desto mehr zum allgemeinen Besten; und wie die Sonne, die über Gute und Böse scheint, theilt er auch den ihn verachtenden Gliedern Nahrung aus, die, wenn er seine milde Hand einmal von ihnen abzöge, von ihrem aufgeblasenen Wesen in jeder Hinsicht gar sehr zurückkommen würden; ja der Pegasus des Gehirns würde gewiß gar artig die Flügel hängen lassen, wenn ihm der Magen seinen Hafer nicht zur rechten Zeit reichte. Der ganze Leib ist ja eigentlich nur ein Excrement des Magens, das sich, wie eine Kruste, um ihn ansetzt, ein Pelzwerk um ihn, das ihn weich und warm halten soll, eine Schale, die ganz unnütz und todt da liegen würde, wenn die

Nuß des Magens nicht darin wäre. Den Magen aus dem Menschen nehmen, hieße, den Weisel aus dem Bienenkorbe nehmen; es würde sich kein Glied mehr rühren; denn für wen sollte es doch arbeiten? und wenn das Sprichwort sehr wahr ist: plenus venter non studet libenter, weil der Geist den Magen, während dieser in ernsthaften Geschäften begriffen ist, nicht mit seinem Gewäsch stören darf, so würde es gewiß noch zehnmal wahrer seyn, daß ein vacuus venter, d. h. in dem auch nicht einmal mehr ein Magen wäre, gar nicht studiren würde. Denn was der Kopf des Menschen hergiebt, läßt er immer blos, wie die Fliege den Saft aus ihrem Kopfe laufen, um Futter für den Magen wieder auffangen zu können.

Allerdings hat es Philosophen gegeben, die den Magen auf alle Weise herunterzumachen sich bemühten und ihn als eine, in das reine Glas des Menschen eingeflossene, die geistigen Bilder störende Blase betrachteten; allein, abgerechnet, daß das meist Leute sind, die selbst nicht viel in den Magen zu stecken haben, und sich somit gerade so wenig daraus machen, als einer aus dem Beutel, zu dem ihm das rechte Füllsel fehlt; so sollten sie auch bedenken, daß alle diese geistigen Blüten, mit denen sie so hoch prahlen, eigentlich nur Sprößlinge aus dem Magen sind; gewissermaßen nur sublimirte Ructus, die, statt direct aus dem Schlunde hervorzukommen, erst durch

eine Menge Filtra, Gefäß= und Nervensystem laufen, dort ihre groben Hüllen abstreifen, und endlich aus dem Gehirn ohne körperliches Hemde hervorgucken.

Es ist allerdings wahr, der Magen mag sich nicht viel denken, aber warum sollte er sich auch den Kopf zerbrechen; das Gehirn ist ja sein Tagelöhner, der die Felder für ihn bebaut, wo schöne Ideen, Poesie, Philosophie und dergleichen fruchtreiche Pflanzen mehr wachsen, die zwar recht annehmliche Blüthen zeigen, aber am Ende doch nur insofern reelle Früchte tragen, als sie durch mannichfache Transsubstantiationen in Brot, Fleisch und Bier — Wein trägt dieser Culturzweig selten aus — zu Nutz und Frommen des Magens umgewandelt worden, der dem Gehirn dafür seine tägliche Gage zukommen läßt. Wenn nun letztres sich noch (wie man zu sagen pflegt) große Rosinen in seinem Dachkämmerchen gegen den Magen herausnehmen will, so ist das gerade so viel, als wenn ein hungriger Phantast im obersten Stock dem Bewohner der untersten Etage glaubt, über die Achseln wegsehen zu können, weil er ihm über den Kopf wegsieht, und dennoch froh ist, den Gnadentisch bei ihm zu genießen.

Hunger ist der beste Koch; wir verdanken ihm unsre sublimirtesten, feinsten, geistigsten Genüsse; er ist die Peitsche, mit der der Magen den Geist zur

Arbeit treibt, der, wenn diese einmal ruht, gleich zum Einschlafen einherschleicht, oder gar wirklich einschläft. Ein hungriger Mensch ist zu Allem fähig, ein satter zu gar nichts; denn jener wendet Alles an, den Zweck seines Daseyns zu erreichen; dieser hat ihn erreicht; daher sagt auch ein berühmter Naturphilosoph geradezu: hungern ist denken, doch wohl aus keinem andern Grunde, als weil das erste das letzte allemal bedingt.

Unsre ganze Cultur ist eigentlich blos ein Produkt der Thätigkeit des Magens; er ist ein Ei, aus dem sich allmählig alle Künste und Wissenschaften entfaltet haben; wenn der Magen sich blind endigte, so daß nichts durch ihn hindurchpassiren könnte, so wäre es um alles Fortschreiten der Cultur geschehen, hätte man sich einmal vollgefüllt, nun so hörte alles Studium auf, und die Welt lebte in einem traurigen Farniente fort; so aber nimmt der Magen das, was ihm geboten wird, immer nur auf eine Weile freundlich hin; dann aber sagt er: geht mir mit eurem Kothe; er wirft ihn zur Hinterthür hinaus und will etwas anders, und wo möglich etwas bessers, und so wird der Mensch, um ihn zu befriedigen, immer wieder zu neuer Thätigkeit angeregt. Der Dichter, der sich mit einer Ode an die Unsterblichkeit das Butterbrot geschmiert hat, muß, um dem Magen die Suppe zu reichen, schon wieder den Geist anzapfen,

damit er einige Ideen über Liebe und Freundschaft oder dergleichen, was gerade im Handel gut geht, hergebe; mancher wird vielleicht, um bessere Bissen zu haben, auch bessere Gedichte zu machen suchen; ja mancher, wenn er seinen Magen durch sonst nichts zu füllen weiß, aus Mangel an Talenten, zum Dichter werden durch die Anmahnungen seines Magens, und ein Aehnliches ließe sich hinsichtlich des Mageneinflusses auf die übrigen Künste behaupten. Man sollte deßhalb auch lieber statt der neun Musen neun Magen hinmalen und als Attribute derselben die appetitlichsten Speisen aus allen Naturreichen, bei deren Anblick jedem, der sich auf eine Kunst legte, das Wasser im Munde zusammenlaufen müßte, wo er sich dann, um den Appetit danach befriedigen zu können, zu den größten Kunstanstrengungen aufgelegt fühlen würde; dahingegen man bei den Musen, wie sie jetzt gemalt werden, Attribute sieht, wie die Lyra und andre künstlerische Instrumente, die zwar zur Unterhaltung bei einer wohlbesetzten Tafel als Nebenstücke recht wohl beitragen können, keinesweges aber durch Aufregung des Strebens nach ihrem Besitz ein lebhaftes Feuer der Phantasie hervorzubringen vermögend seyn werden. Legt doch einem Poetaster auf einen Teller das herrlichste Gedicht, auf den andern ein fettes Sardellensemmelchen; er wird gewiß nach dem ersten greifen — um sich die fettiggeworde-

nen Finger daran abzuwischen. Ja die meisten läßt das schönste Gedicht kalt, wen aber erwärmt nicht schon der Gedanke an eine warme Suppe? — Die Alten ließen sich bei ihren Mahlzeiten Vorlesungen halten, welches von großer Humanität derselben zeigt, da sie mit dem Herrn, dem Magen, zugleich den Diener, das Gehirn speisen ließen, obwohl nur einem Sklaven die Fütterung des letztern übertragen war; wir scheinen umgekehrt bei Vorlesungen durch häufiges sehnsüchtiges Mundöffnen das Verlangen nach Speisung des Magens erkennen geben zu wollen. Ganz gute Verse werden häufig genug als Emballage für noch bessern Käse, der dem Magen bestimmt ist, gebraucht, aber umgekehrt ist noch kein Käse als Emballage eines Gedichts gebraucht worden, weil man nie das Edlere zur Hülle des Unedlern herabwürdigen darf.

Das Mittagsbrot ist das Centrum des Lebens, wie des Tages, nach dem alle Radien unsrer Lebensthätigkeit hinlaufen, in dem sie zur Ruhe kommen, und von dem sie umgekehrt wieder auslaufen. Die Zwischenzeit zwischen Frühstück, Mittagsbrot und Abendessen hätte für den Menschen wegfallen können, wenn er nicht darin wieder hungrig werden müßte; das seligste Wesen wäre ein unendlicher Magen, der nie voll würde, der ewig essen könnte; unter uns endlichen unvollkommenen Wesen können freilich nur

wenige diese Seligkeit annäherungsweise erreichen; wir brauchten nichts zu seyn, als ein Sack, durch den zum andern Oehre hinaus, was zum einen hineingienge, aber das unterscheidet und erhebt uns über Polypen, die nicht viel mehr als solche Säcke sind, daß wir ringsum mit weit künstlichern mannigfaltigern Fangarmen für den Magen besetzt sind, als diese, von welchen Fangarmen der Geist der geschicktestе ist, der, indem er gar nicht thut, als ginge er auf Raub für den Magen aus, denselben am besten beschleicht.

Der Magen ist das A und O der Schöpfung; die niedersten Thiere, Infusorien, sind nichts als Magen; die höchsten, die ohnehin nach neuern Entdeckungen blos Infusoriencoucretionen sind, sind es nur potenzirt, oder es sind Verwicklungen verschiedengearteter Mägen, von denen die einen Luft, die andern Töne, die dritten Licht, die vierten sonst etwas fressen, alle aber vom Hauptmagen, wie von einer Hauptstadt aus, ihre Funktionen erst zugetheilt erhalten haben. Der Mensch, so wie er in die Welt tritt, will essen, und wird gegessen, wenn er aus ihr tritt; überhaupt existirt Nichts als ein allgemeines Fressen in und durch die Welt. Die ganze Welt ist ein Magen, der an sich selbst verdaut, und durch das Verdauen sich selbst auch wieder nährt, und seine Nah-

rungsstoffe sind auch wieder Magen, die da verdauen, während sie verdaut werden. Das Mineral frißt sich satt am Sauerstoff der Luft und am Wasser, es ist bis in sein innerstes Atom Magen; hat es sich aber einmal satt gegessen, so weiß es nichts mehr zu thun und bleibt todt liegen, während es unter der Mahlzeit begeistert Licht und Wärme zu sprühen vermag, was unsre obige Behauptung bestätigt, daß alle Thätigkeit nur auf Verdauungsthätigkeit beruht, und daß Hunger die Weltseele ist, mit deren Ersterben die Welt selbst ein satter Stein daliegen würde. Die Pflanze frißt wieder den Stein und die Luft und das Wasser dazu und sperrt auch einen Mund für das Licht auf; aber die äußre Natur verschenkt nicht willig so viel auf einmal aus ihrer eignen Vorrathskammer und zapft's der Pflanze durch hundert Poren wieder ab, und das ganze Leben der Pflanze ist im Grunde blos ein Zank derselben ums tägliche Brot mit der Natur; das Thier frißt wieder die Pflanze und der Mensch das Thier; doch im Grunde das Alles auch umgekehrt; und so gut man sagen kann, die Pflanzen habe der Schöpfer blos als Gemüse für Thier- und Menschenmagen hingestellt, läßt sich auch durchführen, die Menschen und Thiere seyen blos Stoffconvolute, die durch den Lebensproceß gehörig aufgelockert und präparirt werden sollen, um nach dem Tode durch die Fäulniß ihren höchsten und letzten Zweck zu erfüllen,

d. i. zu Düngerhaufen oder fetten Schüsseln für die Pflanzen zu werden.

Selbst darin können wir einen Beweis für die Vollkommenheit des Magens finden, daß fast alle Krankheiten aus ihm oder seinen nächsten Umgebungen herrühren, was dem ersten Anschein nach widersinnig erscheint; allein es ist sehr natürlich, daß das geringste Leiden eines edlen Organs in unserm Körper weit auffallender nachtheilig auf unsern ganzen übrigen Organismus einwirken müsse, als das eines niedern, daher sehen wir denn auch, wie dem Menschen im Kopfe manchmal alle Gedanken unter einander geschüttelt sind, die Phantasie eine Metastase nach dem Verstande oder der Vernunft gemacht hat, kurz die tollsten Dinge sich in unsrer Seelenkapsel ereignen, ohne daß der übrige Körper nur die geringste Notiz davon zu nehmen scheint; es gehört zwar auch zu den Functionen des Körpers, Gedanken aus den Stoffen zu secerniren, die die Anschauung darbietet, und man könnte daher theoretisch meinen, daß der Körper leiden müßte, wenn das Gehirn dieser seiner Absonderungsfunction nicht gehörig vorstände; allein es gibt ja in unserm Körper mehrere Organe, deren Verrichtungen sich sehr leicht von andern übertragen lassen, wenn sie in ihnen selbst nicht gehörig vor sich gehn; so auch die Verrichtungen des Gehirns. Wenn der Mensch nicht im rechten Maße denkt, nun so

geht er vielleicht dafür einmal öfter zu Stuhle, oder schwitzt etwas mehr, oder verliert einmal Blut aus der Nase, oder was weiß ich's, und hierdurch wird der Nutzen vollkommen ersetzt, den das Denken für den Organismus haben sollte. Das geht nicht so mit den Verrichtungen des Magens, diese können nicht auf den ersten besten übergeworfen werden, nur er selbst weiß ihnen vorzustehn. Befindet sich daher der Magen schlecht, so ist gleich der ganze Organismus im Allarm und gleich für ihn und sich besorgt; die Zunge wickelt sich voll bittrer Empfindungen in einen weißen Mantel und verschmäht selbst den zuckersüßesten Trost, der Kopf erleichtert nach Kräften dem Magen sein Leiden, nimmt die Schmerzen und den Schwindel über sich, und entschlägt sich jeder anderweiten Gedanken; das Blut läuft ängstlich hin und und her, der ganze Mensch geräth in einen trübseligen Zustand.

Man könnte vielleicht in der Liebe einen Aufflug nach dem Höhern zu finden glauben, ohne daß man den Magen als Luftballon dazu brauchte, allein genauer betrachtet, ist die Liebe doch nichts, als eine Entwickelungskrankheit des Menschen für sein Jünglingsalter, wie das Zahnen für das Kindesalter, die sich durch Phantasieen, welche häufig Abends bei Mondschein exacerbiren, kund gibt, und am sichersten homöopathisch durch das Mittel geheilt wird, wodurch

sie zunächst erregt worden war. Physiologisch kann auch wohl die Liebe in der That zu weiter nichts dienen, als die größere Fettabsondrung des Menschen vorzubereiten, da der Magen, wenn er älter wird, doch nicht mehr auf Haut und Knochen aufliegen will; denn in der That fängt das Fett an reichlicher anzuschießen, so wie die Zeit der Liebe vorbei ist, die wohl nur eine zur Abscheidung dieses Stoffes nöthige Gährung im Menschen vermittelt, und daher bei solchen, die schon von Natur viel Anlage zum Fettwerden haben, gewöhnlich nur in schwachem Grade auftritt.

Daß übrigens der Magen, wenn er sonst Lust hat, das gelehrteste, geistreichste, philosophischste, poetischste, religiöseste u. s. w. u. s. w. Wesen seyn könne, welches existirt, nun das wissen wir ja alle seit Mesmers Zeiten. Fliegt nicht der Magen der Somnambüle in Regionen herum, die hinter den Bretern liegen, mit denen der Verstand die Welt zuletzt vernagelt sieht, und fliegt kühn über die Berge, an denen dieser stehen blieb; sieht, hört, riecht, fühlt und schmeckt der Magen nicht, als wenn er von Jugend auf nichts weiter getrieben hätte, und besser als die Sinne, deren Profession es ist? ein solches Genie ist der Magen.

Drum, o Magen, König und Vater und Erhalter des Leibes, sey mir gepriesen: aus deiner reichen

Quelle schöpft Alles, was in unserm Organismus kreucht und läuft und wächst und gedeihet; du theilest mit gerechter Hand deine Gaben aus, daß jegliches Glied nach seiner Arbeit und seinem Bedürfniß zur Genüge erhalte; du wirkest im Verborgnen, aber die Schöpfung deiner Hände liegt herrlich zu Tage; was in und an uns ist, ist von dir, ja selbst unser Geist mit allen seinen Gedanken und Phantasieen und Träumen ist nur ein Spiegelbild deiner Herrlichkeit, der dein Thun in seinem Kreise nachzuahmen sich mühet. Möge er nie vergessen, was er dir schuldig ist, und sein Dichten und Trachten deinem Dienste weihen.

Aber das Grab ist nicht tief; es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht.

Jean Paul.

Unsre wahre Liebe gegen den Menschen geht oft dann erst an, wenn er von uns gegangen ist, und zwei innig verwachsene Herzen fühlen's oft nicht eher, wie eng sie verbunden waren, bis der Tod sie von einander riß, und das zurückgebliebene es nun am Schmerz und dem langen Nachbluten seiner Wunde erkennt. Oft stirbt mit dem Menschen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erst glänzt, wenn die träge Schlacke von ihm gefallen, so steht auch der Mensch nur dann erst verklärt vor unsern Augen da, wenn er seine Schlacke, den Körper, abgestreift hat, und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes an ihm die Sternbilder, die wir an seinem Lebenstage übersahen und verkannten. Die Blüte des Nachruhms ist eine Pflanze, die zwar im Leben des Menschen wurzelt, aber nicht eher an das Licht tritt, bis er selbst in die Finsterniß gegangen. Erst aus seiner Asche treibt sie prachtvoll hervor und pflanzt sich dann durch tausendfältigen Saamen von Geschlechtern zu Geschlechtern

fort. Bevor der Mensch nicht gestorben ist, wird er seiner Unsterblichkeit nicht gewiß; kein Sterblicher trat in die Götterversammlung des Olympus, ehe er den Weg zum Hades gewandelt; die Pfeile der Mißgunst und Verläumdung hören nicht eher auf, ihn zu verwunden, bis er im Wasser des Styx gebadet.

Aber sage: was hilft es uns denn, wenn uns auch der Weihrauch des Nachruhms noch auf Hunderte von Jahren zur endlich doch zerfallenden Mumie einbalsamirt? wie es der Blume nichts hilft, wenn ihre Wohlgerüche noch eine Weile dauern, nachdem sie selbst gewelkt ist; wie es der Saite nichts hilft, wenn der Ton, an dessen Gewalt sie zersprang, auch noch lange nachhallt; sie wird fortgerissen von dem Instrumente und wird keine Melodieen wieder tönen. Die Parze durchschneidet mit dem Lebensfaden auch zugleich die Nervenfäden, die uns empfindend und fühlend mit der übrigen Natur verknüpfen. Wohl thun uns die Dornen weh, die unser Herz im Leben verwunden; aber, wenn wir uns nun langsam an den Wunden verblutet haben, wissen wir nichts mehr von den Rosen, die man uns noch über das Grab pflanzt. Wohl brennen die Thränen oft heiß, die der Lebende so häufig dem Lebenden entlockt; aber von den Thränen, die man dann auf unser Grab weint, bringt keine durch die starre Eisrinde, die der Tod um unser Herz gelegt, und sagt uns,

daß uns jemand noch liebt. Wenn dem Edlen, der im Leben vielleicht öfters nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, der Ruhm nach seinem Tode noch prächtige Tempel baut, was hat er davon, als daß andre darin wandeln, und sich ihrer Herrlichkeit freuen, ihm selbst bleibt doch nur die kleine finstre Kammer des Todes.

Sollen wir denn nicht klagen, wenn wir sehen, wie der Tod bei seiner Sammlung von Erdenblüten nur zu oft nach den schönsten Exemplaren am ersten greift, und eben dadurch die Erde um den besten Samen bringt, den diese hätten ausstreuen können? wenn wir sehen, wie alles Schöne, Erhabne dem Abgrund zueilt, von dem keine Fußtapfen zurückführen, der Jahrtausende verschlungen hat, und nur Augenblicke wiedergebiert? Der Tod geht umher, mit fürchterlicher Ruhe; er rührt mit seinem Eisesfinger an das warme Herz des Jünglings, und es erstarrt mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen und Träumen und sein Engel geht weinend fort und löscht die Fackel; er aber wirft den blassen Leichnam ruhig auf den Acker, von dem kein Same wieder aufgeht, und wandelt weiter, und nimmt das blühende Kind aus der Mutter Armen, die verzweifelnd den letzten Kuß auf die blassen Lippen drückt; die Welle hat es kaum aus dem Meere der Unendlichkeit heraufgespült an die bunten glänzenden Gestade des

Lebens, so wirft er es zurück in den Abgrund der Vernichtung und der ewigen Nacht, aus dem es nimmer wieder auftaucht. Seine Speise ist Verwesung und sein Trank die Thränen trostloser Mütter und Bräute. In den Morgenhimmel unsrer Hoffnung wirft er seinen langen schwarzen Schatten, der immerfort zunimmt, und zuletzt selbst uns die Sonne und die leuchtenden Sterne verhüllt; als drohendes Gespenst steht er vor dem gehofften Paradiese eines bessern Lebens, so daß wir schaudern, seiner Thür zu nahen; und wer sagt es uns denn auch, daß das dunkle Thor in einen ewigen sonnenhellen Lustgarten führe, und daß der schwarze Engel der Vernichtung der Thürhüter einer Wohnung von Engeln des Lichts und von Seligen sey?

Wenn der Rosengarten unsrer Lippen und Wangen entblättert ist; wenn das verwelkte Auge nicht mehr nach Lichte durstet, und der Lichtstrahl, der hineinfällt, keinem Gedanken mehr begegnet, der ihn faßte, und zur innersten Seele trüge; wenn im Ohre, dem kleinen Resonanzboden des Alls, kein Ton mehr eine verwandte Saite findet, die er rühren könnte; wenn die Glut des Lebens die Adern nicht mehr zum Pulse schwellt, und seine Ebbe und Fluth nun stockt, weil ihm die Gestirne des Leibes erloschen sind, wenn kein Weinen und kein Lächeln der Geliebten mehr auf dem erblaßten Gesichte die verwandte

Regung hervorruft, sind uns dann nicht alle Flügel genommen, die uns, selbst nur verpuppten Staub, über den Staub empor trugen, und rächt sich dann nicht fürchterlich an uns das Irdische, das wir, selbst nur seine freigelassenen Kinder, die eine Weile auf einer bunten Insel spielen durften, zu beherrschen wähnten, indem es uns mit seinen gewaltigen Armen wieder umklammert und zermalmt?

Doch stille! was zagst du und zweifelst? Warum bleibst du bei der Nacht stehn, die nach dem Tage folgt; es kommt auch wieder ein Morgen nach der Nacht. Halte nur einen Stern fest, wenn du am finstern Acheron stehst, und kein Ufer jenseits siehst, zu dem dich dein Schiff tragen könnte, den Stern des Glaubens; sicher erreichst du dann Edens Gefilde, wo Psyche schönere Flügel erhält, die ihr nimmer wieder geraubt werden.

Entstehung des Thaues.

Flora schuf die Blume, kleidete sie in ein Gewand, in den glänzenden Regenbogen getaucht, gab ihr ätherisches Licht zu trinken, legte sie der großen Allmutter in den Schooß, und sagte: laß mein Kind nicht darben! Die Blume fühlte die Seligkeit des Daseyns, und senkte das zarte Haupt zur Erde nieder, als sänne sie, welchen Dank sie ihrer Schöpferin geben könnte. Und wie nun Chloris sich noch über sie hinbeugte, wohlgefällig die zarte Gestalt betrachtend und sich der eignen Schöpfung freuend, siehe, da hob die Blume ihr Haupt, breitete den heitern Keich aus, und zur Göttin drangen süße Wohlgerüche auf, die die Blume ihr, ein Opfer, entgegenduftete; denn sie hatte dieselben heimlich aus dem klaren Lichte, das ihr Chloris zu trinken gereicht, und den reinsten Säften, die ihr die Erde geschenkt, zubereitet. Die Göttin aber verstand die dankende Sprache des Blümleins und das Herz im Innern ward ihr bewegt, und eine helle Freudenthräne fiel aus ihren Augen auf die blühenden Blätter. Die schloß die Blume in ihren Kelch ein, und noch jetzt bewahrt sie sie gleich einer Perle, mit der sie sich jeden neuen Morgen schmückt; denn aus der Wonnethräne ward der segensreiche Thau.

Ueber die Classification der Weiber.

Ein Pasquill.

Nach neuern gelehrten Untersuchungen scheint der Mensch weiter nichts zu seyn, als eine künstliche Pastete, die der große Koch der Natur, als sein Meisterstück, aus dem Fleisch aller andern Thiere so zusammenbuk, daß man keins vorschmeckt; nur beim Weibe ist ihm dieß weniger gelungen; denn ein feiner Kenner kann da manche Theile noch recht gut herausschmecken, z. B. Taubenaugen und Schlangenherzen, Elsterzungen, Katzenblut u. s. w. Man ist daher auch noch in Streit, ob man das Weib wirklich in aller Form zum Menschengeschlechte zu rechnen habe, und im vorigen Jahrhunderte wurde eine eigne Dissertation darüber öffentlich vertheidigt, worin das Gegentheil aus der Bibel bewiesen war. Die Frage ist unstreitig von Wichtigkeit, da es doch dem Menschen nicht gleichgültig seyn kann, ob er ein wirkliches, wenn auch (z. B. nach Okens Naturphilosophie §. 2375.) etwas mißrathenes menschliches Geschöpf neben sich habe, oder vielleicht blos ein etwas pretentiöses, unartiges Hausthier, das ihm zu seiner Oekonomie freilich unentbehrlich ist, und das er nur deßhalb nicht

maltraitiren darf, weil es wegen zu schwacher Constitution nicht viel verträgt, und leicht in eine Art diabetes lacrymalis verfällt; obschon, wenn man den Bau des Weibes in Erwägung zieht, man beinahe teleologisch zu schließen gezwungen ist, der Mann sey bestimmt, zu schlagen, und das Weib, sich dabei passiv zu erhalten, da ja in jenem offenbar Knochen- und Muskelsubstanz die Werkzeuge dieser Kraftäußerung, in diesem aber das Fettpolster, um ein Uebermaß derselben unschädlich zu machen, überwiegt; und im Grunde findet sich ja auch dieß Verhältniß bei allen Völkern, die noch den Stempel der Natürlichkeit tragen, in praxi ausgesprochen.

In der That kann uns hier Sprach- und Völkergeschichte schon sehr belehrende Fingerzeige geben. Fast in allen Sprachen finden sich Spuren, daß das Prädikat Mensch mit Bestimmtheit bisher nur dem Manne zuerkannt wurde. Ich brauche nur auf die Französische zu verweisen, wo man sogar für Mann kein andres Wort als homme hat, was doch ohne Zweifel andeutet, daß man diesen vorzugsweise für einen Menschen gehalten; hätte man sich vor einem Mißverständnisse gefürchtet, so würde sich gewiß leicht noch ein besondrer Ausdruck für Mann haben finden lassen. Auch im Deutschen, wo man Mensch allerdings für beide Geschlechter braucht, schien man doch unbewußt die Nothwendigkeit zu fühlen, das Weib

vom wahren Menschen, dem Manne zu sondern, und unterschied es also dadurch, daß man hier dem Worte Mensch, den Artikel das vorsetzt. Diese Andeutungen, die noch andere Sprachen treffen, sind schon von Wichtigkeit, da der Sprachgenius die ersten natürlichen Ideen der Menschheit immer am reinsten aufbewahrt. Jedoch mehr noch als dieß, beweist die That selbst, welche enorme Kluft man von jeher zwischen Menschen und Weibern gesetzt dachte und noch denkt. Von unzähligen will ich nur wenig Belege anführen. Bei den Indianern in Guiana muß die Frau dem Manne, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und wenn sie noch jung sind, so muß sie ihnen auch unterwegs die Brust geben. — In Loango darf die Frau nicht anders als knieend mit dem Manne reden. — In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Die Perser sagen: wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden. — Bei den Samojeden dürfen die Weiber nicht allein nicht am Tische mit dem Manne essen, sondern er spricht, einige zärtliche Abende ausgenommen, nicht einmal mit ihnen, sondern läßt sich Alles an den Augen absehen. — In der südlichen Hälfte von Afrika halten viel Häupter und Fürsten ganze Scharen von jungen Mädchen, wie von Lämmern, Kühen und andern Thieren, und lassen alle Tage einige für ihre

Tafel schlachten. — Wenn bei einigen morgenländischen Völkern jemand gezwungen wird, seiner Frau oder Tochter zu erwähnen, so setzt er allemal mit Erlaubniß, oder eine andere Entschuldigungsformel hinzu, wie wir bei Gegenständen, von denen man nicht gern spricht. — Die Rabbiner sagen: Gott schuf den Adam Anfangs mit einem langen Schwanze; als er ihn aber nachher aufmerksam betrachtete, dünkte ihm, derselbe würde ohne den Schwanz hübscher seyn. Weil er aber doch von seiner Schöpfung nichts verlieren wollte, schnitt er den Schwanz ab, und bildete ein Weibchen daraus: und daher soll die niedrigere und schlechtere Natur des weiblichen Geschlechts kommen.

Wie gesagt, das sind blos Fingerzeige, wie man die Sache bisher genommen hat; eine gründlichere Untersuchung aber, um die es uns hier zu thun ist, der Frage, welche Stellung das Weib gegen den Menschen einzunehmen habe, erfordert eine unmittelbare Betrachtung des Weibes selbst. Hier kann man auf zwei Wegen vorschreiten, indem man entweder von der physischen, oder von der psychischen Seite des Weibes ausgeht. Nun läßt sich aber auch die Frage aufwerfen, ob das Weib wirklich eine psychische Seite habe, oder ob diese nicht in der That so unbedeutend sey, daß sie gar nicht in Betracht gezogen werden dürfe. Es ist dieß keineswegs meine, als

eines unparteilschen Verehrers des schönen Geschlechts, Ansicht; indeß der Vollständigkeit halber kann ich doch eine, sich hierauf beziehende, Meinung nicht übergehn; sie ist folgende:

Wir betrachten das Weib gewöhnlich von einer ganz falschen Seite. Das, was wir an ihm zu beachten pflegen, ist ja eigentlich blos der dienstbare Puppenbalg vom eigentlichen wesentlichen Theile, nämlich dem Kleide, welches die wahre Persönlichkeit des Weibes ausmacht. Brauchte denn ein Weib einen Kopf, wenn nicht überhaupt jede Haube einen Haubenkopf und jede Perücke einen Perückenstock haben müßte, und sehen wir nicht wirklich, daß dazu der weibliche Kopf ganz vortrefflich geformt ist, eine Haube oder einen Hut immer in der gehörigen Façon und Rundung zu erhalten; und daß das Gehirn im Weibe im Grunde keine andre Verrichtung hat, als zu einer Art Watte oder Werg zur gehörigen Ausfüllung des Kopfes zu dienen, damit die Haube fein glatt daran anliege; ja daß der etwa darin sitzende Verstand nichts weiter sey, als eine dienstbare Soubrette des Kleiderensembles, deren ganzes Geschäft Tag und Nacht in nichts Anderm besteht, als eben für gehörige Conservirung und Ajustement der Kleider zu sorgen; und, wenn sie etwas anders thun soll, eben so murrt, wie eine Kammerjungfer, der man zumuthen will, die Stube zu scheuern, was ja auch

nicht für sie gehört. Offenbar dient sogar das Gelenk am Halse zu nichts anderm, als daß die Haube, wie an einem Bratspieß, nach allen Seiten gegen den Spiegel gedreht, und so der Anputz derselben daran gar gemacht werden könne. — Würde sich denn ein Weib von Schnürleib und Schuhen so erbärmlich zwicken und quälen, ja ungesund drücken lassen, wenn ihr Leib nicht der ganz unwesentliche Theil von ihr wäre, der sich von Rechtswegen nach dem Willen seines Gebieters, des Kleides, modeln muß. Nichts ist in der That wahrscheinlicher, als daß der Schöpfer, um das Kleid, das beim Manne ganz untergeordnet ist, zu entschädigen, ihm auf der andern Seite das Weib als Sklavin oder als eine Art Gliederpuppe untergeordnet habe, damit es sich daran in schönen Faltenwürfen üben, und überhaupt allen seinen Launen daran freies Spiel lassen dürfe, da es ja blos auf das Kleid ankommt, ob eine Frau spazieren, oder in die Kirche gehen, oder überhaupt sich sehen lassen darf. Wir brauchen die Weiber selbst nur zu beobachten; was beachtet und beneidet denn eine an der andern sonst als das Kleid; und fällt es irgend einmal einem Manne ein, an einer auch etwas weiter, als das Kleid betrachtenswerth zu finden, so pflegen sich alle übrigen Weiber über den schlechten Geschmack desselben zu wundern, und, indem sie um so größere Sorgfalt auf ihre Kleider wenden, seinen Ge-

schmack auf die wahrhaft wesentlichen Stücke ihres Selbst hinzuleiten. Eine Frau legt der andern im Herzen, gestände sie's selbst nicht öffentlich, gewiß nur dann reellen Verstand bei, wenn sie dieselbe einen geschickt und geistreich arrangirten Anzug tragen sieht, daher doch offenbar die eigentliche Seele des Weibes, in wiefern davon gesprochen werden kann, im Kleide sitzt und ihr übriger Leib nur gewissermaßen als ein Knochengerüst zu betrachten ist, an das sich das Kleid, als der wahre Leib, das wahre Fleisch anlegen kann. Und nur darum hat man sicher auch gegen bloße Hälse, Busen und Arme der Weiber so geeifert, wie man aus derselben Ursach gegen die Säulen in der Baukunst sich ereifert hat, die nichts zu tragen haben, obgleich ihre ursprüngliche Bestimmung blos darin besteht, dienstbare Träger der Decke zu seyn; daher denn auch die Weiber, um gegen diese Regel in der Säulenordnung nicht zu verstoßen, wo möglich an jeden Finger wenigstens einen Reif stecken, damit er nur etwas zu tragen habe. Wäre das Kleid ursprünglich, a priori, wie eine Seifenblase gestaltet, so könnte auch das ganze Weib unbeschadet ihres Wesens kugelrund und ohne Erker und Ausschweifungen an ihrem ganzen Leibe seyn, ja sie müßte so seyn, wenn sie nicht für höckrig und ihrer Bestimmung schlecht entsprechend, für ein monstrum per excessum, zu halten seyn sollte.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß diese Theorie, die blos einen Factor des Weibes in Erwägung zieht, sehr einseitig ist, eben so einseitig, als Materialismus und Idealismus für sich in der Philosophie, die auch nur eine Seite des Menschen allein gelten lassen wollen, da doch die Wahrheit in der Mitte liegt, und wie Geist und Leib gleiche Dignität beim Menschen haben, eben so gewiß auch Leib und Kleid beim Weibe; wenn ich selbst zugebe, daß leztres die ideale, erstres die reale Seite desselben sey.

Nach Abfertigung dieser Meinung, die ja weiter nichts als gute Fetzen am Weibe läßt, trete ich nun der Lösung meiner Aufgabe näher, und berühre zunächst die psychische Seite; wo ich indeß nur auf ein Hauptunterscheidungsmerkmal aufmerksam machen will; es ließen sich derer mehrere anführen; allein Naturforscher verlangen zu ihrer Classifikation hauptsächlich physische Charactere; die sich auf das Psychische gründende Lebensart der Geschöpfe gehört nach vielen nicht zu ihnen selbst.

Ich glaube, es bedarf keiner großen Aufmerksamkeit, um einzusehen, daß das Weib nicht durch verständige Willkühr, sondern nur durch begehrende Instinkte geleitet wird, oder wenigstens daß erstere nur ein kleiner krüpelhafter Zwerg sey, mit dem leztrer nicht viel Komplimente macht; dagegen beim Menschen nach allen Philosophen das umgekehrte Verhält-

niß Statt findet, wo der Instinkt gleichsam nur eine Nase, und noch dazu eine sehr schlecht riechende, des Willens und Verstandes ist, um nützliches Wildpret damit auszuspüren. In diesem Bezug sagen denn auch die weisen Gesetzausleger unter den Braminen: die lüsternen Triebe des Weibes sind so wenig zu ersättigen, als das Feuer mit Holz, das Weltmeer mit Strömen, oder das Reich der Todten mit sterbenden Menschen und Thieren. Die Ausdrücke sind etwas stark, indessen möchte ich doch in der That keinem Manne rathen, der da weiß, wie gefährlich es öfters ist, den Instinktsäußerungen selbst der sanftmüthigsten Thiere in den Weg zu treten, seiner Frau, die etwa nach einem schönen Kleide oder Shawl oder sonst dergleichen Verlangen bekommt, nicht zu willfahren, wüßte sie auch eben so wenig vernünftigen Grund anzugeben, warum sie ein so ungeheures Verlangen nach einem rothen Lappen trägt, als der Truthahn, warum er sich so darüber erboßt. Von diesem Instinkte muß unter andern die große Kinderliebe der Weiber abgeleitet werden; denn beruhte sie auf etwas andern, als bei den niedern Geschöpfen, so müßten die Kinder dabei vernünftiger und ihnen zuträglicher, als von diesen, nicht aber unvernünftiger behandelt werden; eigen ist es in der That, wie sich diese Liebe ausspricht; so wie nach Neuern jedes Kind schon in der Mutter vom ersten Keim bis zur Vollendung

alle mögliche Stufen der Thierbildung durchlaufen muß, so glaubt auch das Weib, wenn das Kind nun als Mensch ans Licht getreten, ihm seine mütterliche Liebe nicht besser beweisen zu können, als daß es wenigstens in den Benennungen den ganzen Cursus noch einmal von vorn mit ihm anfängt: mein Würmchen, kleine Krabbe, i du Kröte, mein Puttchen, mein Mäuschen, mein Möpschen, mein Mutschchen, mein Kälbchen, mein Lämmchen, mein Schäfchen, mein Kätzchen, mein Aeffchen! freilich wenn das Kind einmal so weit heraufgebildet ist, muß dann gewöhnlich der Vater die weitere Fortbildung durch die größeren Racen übernehmen; wo dann noch Schöps, Schwein, Maulaffe, Pavian, Esel, Pferd, Ochse, Büffel oder die ganze Sippe Rindvieh auf einmal durchzumachen sind; und da mag es denn wohl kommen, wie die meisten Mißgeburten daher entstehen, daß ein Kind in der Mutter hinsichtlich eines Theils auf einer Thierstufe stehen bleibt, die blos ein Durchgangspunkt für dasselbe seyn sollte; so auch nach der Geburt die moralischen Mißgeburten daher entstehen, daß ein Kind nicht über eine der Stufen, die es die Aeltern durchlaufen ließen, herauskam. Wie es nun aber dem Kinde, wenn es noch auf der Stufe des Würmchens steht, aus großer Liebe der Mutter ergeht, ist wirklich ein kläglicher Anblick. Mit einem Zulpe zugestöpselt, und in ein Zwangshabit gepreßt, damit

es sich als Puppe handthieren und zum Vergnügen der Mutter hätscheln lasse! Man glaubt zwar gemeinhin, daß die kleinen Mädchen die Art, wie sie ihre Puppen wickeln, boien und büschen, von der Behandlungsart kleiner Kinder, die der Storch bringt, ablernen; allein ich glaube umgekehrt, daß die Puppen eher so behandelt worden sind, wie die kleinen Kinder, und daß die Mütter die Behandlungsart, die sie früher für ihre Puppen passend fanden, nachher nur auf die ihrer lebendigen Puppen übergetragen haben.

Ich komme indeß nun auf die Hauptmerkmale, welche die Constitution des Weibes zunächst angehen und die der Sache den Ausschlag geben müssen.

Hier ist nun zuvörderst zu erwähnen der lange Schwanz am Hinterkopfe, von dem sich bei keiner Thierklasse etwas Aehnliches findet, und der hier deßwegen so hoch hinaufgerückt erscheint, damit er bei der enormen Länge, die er manchmal erreicht, und dem Mangel an Muskelfibern, die ihn aufrecht erhalten könnten, nicht im Kothe nachschleppe, eine Vorsicht, die mir übrigens unnöthig erscheint, da die Weiber dieß ohnehin durch eine künstliche Art Weichselzopf, in die sie die Schwanzhaare verwirren, zu verhindern wissen, und somit würde meines Bedünkens der Schwanz auch bei ihnen, wie bei den übrigen Thiergattungen seinen Platz an der gewöhnlichen

Stelle weit passender gefunden zu haben; doch wer vermag die Werke des Schöpfers zu meistern! Wie übrigens bei dem Pferde der Schwanz Schweif genannt wird, bei dem Wildpret die Blume u. s. f., so hat man auch hier dem Schwanze einen eigenthümlichen Namen gegeben, Zopf.

Weiter ist hierher zu rechnen die ganz eigenthümliche Funktion der Thränenwege bei den Weibern. Ihrem Produkte nach sollte man auf eine ungeheure Größe derselben schließen, und den Thränensack, der dieß Produkt aufzunehmen bestimmt ist, für wenigstens eben so groß halten, als eine andre Blase ähnlicher Funktion; indeß die häufige Ausleerung dieser Flüssigkeit macht eine solche Weite unnöthig. Ueberhaupt scheinen die Thränenwege eine ganz andre Bedeutung bei den Weibern zu haben, als bei den Männern. Wie nämlich die Füchse, Kröten und mehrere andre Thiere gegen ihre Verfolger gewisse Feuchtigkeiten ausspritzen, die in eignen Organen abgesondert werden, so scheinen bei den Weibern die Thränenorgane die Absonderung einer solchen Flüssigkeit zu übernehmen, die sie, wenn sie in Angst oder in Gefahren gerathen, in großer Quantität fahren lassen, um sich damit ihre Verfolger vom Halse zu halten, was ihnen denn allerdings auch häufig gelingt. Deßwegen hat ihnen denn auch die gütige Natur das Vermögen gegeben, die Absonderung dieser

4*

für sie so unentbehrlichen Feuchtigkeit nach Willkür zu vermehren und einzuschränken; ein Vermögen, welches mit seltnen Ausnahmen den Männern ganz abgeht. Ich thue bei dieser Gelegenheit einen Vorschlag, der von Ländern, wo es an Salzbergwerken mangelt, gewiß beherzigt zu werden verdient. Es ist bekannt, daß Thränen eine ziemliche Quantität Kochsalz enthalten; warum benutzt man also nicht die Thränensäcke der Weiber zu Gewinnung desselben, da sie gewiß ergiebigere und perennirendere Quellen darstellen würden, als man sonst nur irgends finden kann, und die Kunst, sie noch ergiebiger zu machen, dürfte in der That auch nicht so schwer fallen. Dadurch, daß man hier einem Schoßhündchen auf den Schwanz träte, könnte man schon so viel Salz gewinnen, um ein Stück Butter zu salzen; dort könnte ein versagter Ball wenigstens ein Tönnchen Heringe salzen und ein ungetreuer Liebhaber hielte gar eine ganze Haushaltung auf ein paar Jahre mit Salz frei. Somit würde auch der Ausdruck: sein Brot mit Thränen essen, an Bedeutung gewinnen, indem es so viel hieße, als es blos mit Salz essen, was sich ohnehin häufig bedingt. Bevor ich dieses thränenreiche Kapitel schließe, muß ich noch recht inständig alle Weiber bitten, denen an Erhaltung ihrer Gesundheit gelegen ist, ja recht sorgfältig auf die Offenhaltung ihrer Thränenwege Acht zu geben, indem ich

überzeugt bin, daß eine Verstopfung derselben keine andere Folge, als allgemeine Wassersucht haben könnte, die in der Zurückhaltung einer solchen Menge von Feuchtigkeiten ihre sehr natürliche Erklärung fände. Ich mache junge Aerzte auf diese, bis jetzt noch zu wenig beachtete, Ursache der weiblichen Wass.r=sucht aufmerksam, die zugleich erklärt, warum die Wassersuchten im Allgemeinen häufiger bei dem weiblichen als bei dem männlichen Geschlechte sind.

So wie nun auf der einen Seite die hohe Ausbildung des Thränenorgans das Weib vom Manne unterscheidet, so sondert es sich auf der andern Seite von demselben eben so sehr durch die außerordentlich hervorgehobene Funktion des Zwerchfells und durch eine wahre Virtuosität in der musikalischen Bearbeitung dieses Instruments ab, zu der es der Mann nie bringt. Das berühmte Kunststück jenes alten Malers, der in einem Nu aus einem weinenden Gesichte ein lachendes machte, wiederholen die Weiber ohne sonderliche Mühe an einem Tage wohl zwanzig mal, und wenn wir am Himmel so häufig plötzliche Wetterveränderungen bemerken, ohne nur im entferntesten die Ursache davon zu ahnen, können wie auch wohl in dem Gesichte der Weiber einen Abglanz des Himmels finden, da hier im Kleinen ganz dasselbe, was dort im Großen vor sich geht. Jetzt gießt ein ganzer Thränenstrom über das mit finstern Wolken bedeckte

Gesicht herab, den Augenblick darauf bricht die Sonne mit einem freundlichen Lächeln durch die Wolken, und wiederum, ehe es sich der Beobachter versieht, überschüttet ihn ein Hagelwetter mit Donner und Sturmwind und kein Barometer zeigt diese Veränderungen im Voraus an.

Es scheint übrigens bei den Weibern das Lachen noch einen ganz besonders wohlthätigen, freilich bis jetzt unerklärten, Einfluß auf die Conservirung der Zähne zu äußern, indem man ohne Ausnahme findet, daß, je mehr ein Frauenzimmer lacht, desto schöner, weißer, regelmäßiger sind ihre Zahnreihen gebaut, dagegen solche, die den Mund nie zum Lachen aufthun, gewöhnlich schwarze, oder gar keine Zähne haben; daher man letztern nicht genug anrathen kann, den Mund ja so oft und so weit als möglich zum Lachen aufzuthun, um hierdurch ihrem Uebel abzuhelfen, und nur dann möchte ich den Weibern überhaupt das Lachen nicht empfehlen, wenn sie junge unerfahrne Hausärzte haben, die dadurch leicht zu einem sehr gefährlichen Irrthum verleitet werden könnten; denn da ein jeder junge Arzt in seinem pathologischen Compendium gelesen haben wird, daß ein unwillkürliches Lachen Entzündung des Zwerchfells oder andrer sehr sensibler Organe bedeute, so ist ja nichts leichter, wenn er bei den Weibern ein solches Lachen, von dem er sich keine Ursach denken kann, bemerkt,

als daß er glaubt, eine solche Krankheit sey auch hier im Spiele und daher der armen Frau Salpeter und Aderlässe verordnet, die doch hier von gar keinem Nutzen seyn können. Es giebt wirklich keinen gröbern Irrthum, als wenn man meint, die Weiber könnten nur bei solchen Gelegenheiten lachen, wo es die Männer zu thun pflegen, da doch der gewöhnlichste Grund ihres Lachens blos der ist, weil sie gerade nicht Lust zum Weinen haben, und noch weniger fähig sind, ihre Gesichtsmuskeln auch nur einen Augenblick in fester Ruhe zu erhalten. Eben diese Beweglichkeit ihrer Gesichtsmuskeln giebt wiederum ein neues Unterscheidungszeichen von uns, den Männern, und zwar ist dieselbe ganz vorzüglich am weiblichen Munde bemerkenswerth, den man, da nach der Naturphilosophie jedes Unorganische im Organischen sein Analogon findet, sehr füglich für das Analogon eines Uhren- oder Mühlrads halten kann, da er eben so wenig je stille steht, eben so mit einem unaufhörlichen Geräusch sich bewegt, und man eben so wenig, wo mehr solche Räder zusammen mahlen, sein eignes Wort davor hören kann. Auch sind wirklich die Worte gewöhnlich so wenig bedeutend und so unwesentlich bei dieser fortdauernden Bewegung des Mundes, als es nur das Schnarren eines Mühlrads seyn kann; und wie manche Dame blos deßwegen spatziren geht, um ihrem Schoßhündchen die erforderliche Bewegung zu machen,

so pflegen hier blos die Worte mit zu laufen, damit der Mund seine gehörige Motion habe. Sicher würde ein Weib, der man den Mund mit Gewalt zuschlösse, wozu aber freilich der Riegel noch erfunden werden soll, sehr bald an Krämpfen oder Epilepsie versterben, indem die, der weiblichen Natur nothwendig gewordenen, örtlichen Zuckungen des Mundes, wenn sie mit Gewalt unterdrückt würden, nothwendig in weit gefährlichere allgemeine übergehen müßten, um sich Luft zu machen, welches, beiläufig gesagt, ein gutes Mittel für einen kreuztragenden Ehemann wäre, sich von zwei Plagen auf einmal zu befreien, nämlich von der Redseligkeit seiner Frau, und zugleich von der Frau selber. Daher befindet sich denn auch ein Weib noch wohl, so lange ihr Mühlenmundwerk noch gut im Gange ist, und die Diarrhoe von Worten, die dabei Statt findet, scheint in so fern in gewissem Anbetracht für sie kritisch zu seyn. Bemerkt man, daß eine Frau eine Viertelstunde kein Wort gesprochen hat, so kann man sicher schließen, daß sie entweder taubstumm oder todtkrank, oder überhaupt keine Frau sey; quartum non datur. Es ist sehr zu tadeln, daß solche, die sich mit der Lösung physikalischer und mathematischer Probleme beschäftigen, dabei der Natur nicht mehr abzulauschen suchen, die ihnen doch so häufig zum Führer dienen könnte. Man sagt, der Mensch habe den Häuserbau vom Biber, das Weben

von der Spinne, das Schiffen, ich weiß nicht gleich, von welchem Thiere gelernt; sicher hat die Natur dem Menschen im Weibermunde ein Modell zu einem perpetuum mobile geben wollen, da er, ohne von Wasser und Wind getrieben zu seyn, dennoch in steter Bewegung ist. Wenigstens, wenn es je zu finden ist, so ist es hier. Mittlerweile könnte man versuchen, an diese lebendigen perpetuum mobile's eine kleine Mühle oder eine ähnliche, einfache Maschine anzubringen, damit doch die so anhaltende Bewegung desselben nicht ganz ungenutzt verloren ginge, und dem Staate wenigstens Einen Nutzen brächte.

Ich werde nun noch die übrigen Unterscheidungsmerkmale des Weibes vom Manne kurz zusammen stellen, damit wir daraus ein endliches Resultat ziehen können. Hierher gehört erstlich das kleinere Gehirn des Weibes, auf welches man allenfalls auch ohne vorhergegangene anatomische Untersuchung hätte schließen können, und welches in der That zu den ihm nöthigen Funktionen noch um ein Bedeutendes kleiner seyn könnte, wenn es nicht so beträchtliche Nerven für das Thränenorgan, die Mundwinkel, und selbst für das Gehörwerkzeug abzugeben hätte, welches letztere die Weiber dadurch, daß sie so häufig Schall = und Schlüssellöcher als Hörröhre ansetzen, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit zu bringen suchen. — Zweitens der Mangel an Bart bei

den Weibern, für dessen Versagung wir in der That dem Schöpfer nicht genug danken können: denn, wenn die Weiber einen Bart bekämen, so könnten sich die Männer immerhin den ihrigen vor Jammer ausraufen. Man sage mir, da die Weiber regelmäßig die Hälfte des Tages zur Ordnung ihrer Hauptbaare brauchen, und der Mann oft noch deßwegen auf die Suppe warten muß, wo sollte die Zeit zur Wirthschaft herkommen, wenn der Bart die andere Hälfte des Tages wegnähme; wie wäre ferner ein Mann im Stande, eine Frau zu erhalten, da ihn oft die Bestreitung ihres Kopfputzes allein banquerott macht, wenn er nun noch für ihren Bartputz mit zu sorgen hätte, denn ich kann mir schon denken, zu welchem Kramladen von Bändern, Nadeln, Kämmen und Perlen das sinnreiche Talent der Damen denselben würde umzuschaffen wissen. Es ist übrigens aus dem physischen Grunde unmöglich, daß die Weiber einen Bart bekommen können, weil die schon oben besprochene stete Bewegung der untern Kinnlade nothwendig das Wachsen desselben verhindern muß, so wie bei chemischen Prozessen keine Krystalle anschießen können, wenn man die Flüssigkeit beständig umrührt. — Drittens verdient hierher gerechnet zu werden die Diskantstimme der Weiber, die Leibnitz in seiner Theodicee recht füglich als einen Beweis der teleologischen Anordnung des Ganzen hätte mit anführen

können: denn wenn das Allegro und Presto der weiblichen Vokalmusik auch für den Baß gesetzt wäre, wie wollten dann die einzelnen seltnern Bogenstriche der männlichen Baßgeige dazwischen durchtönen, und es würde daher eine vergebliche Mühe für den Mann seyn, wenn er in einer weiblichen Gesellschaft auch ein Wort mit zur Unterhaltung beitragen wollte, was ihm doch jetzt die Stärke seiner Stimme noch möglich macht. Viertens führe ich endlich noch die zartere und feinere Haut der Weiber hier an, die an manchen Stellen, besonders an den Wangen, ein Sekretionsorgan und Bergwerk für Carmin und Zinnober abzugeben scheint, mitunter sogar Spuren von Bleierzen zeigt; und insofern kann man die weiblichen Wangen ganz füglich mit Salpeterwänden vergleichen, als auch hier, je älter und unscheinbarer dieselben werden, eine desto reichlichere Ausscheidung der genannten Stoffe vor sich geht, die man besonders alle Morgen in nicht unbeträchtlicher Menge davon abkratzen könnte.

Was läßt sich gegen diese hier angeführten Unterscheidungsmerkmale wohl mit Grund einwenden? und wenn der Zoologe sich schon durch einen Eckzahn und der Botaniker durch einen Kelchzahn mehr oder weniger berechtigt glaubt, eine neue Gattung zu constituiren, dürfen wir wohl noch einen Augenblick Anstand nehmen, die Weiber in eine abgesonderte Klasse von den Menschen zu setzen, da sie sich in so vieler

Hinsicht so bedeutend davon unterscheiden. Es entsteht also blos noch die Frage: Welche Stelle im System werden die Weiber einnehmen nach ihrer Trennung vom Menschengeschlechte? Nun da glaube ich denn doch, es wird jeder so billig seyn, ihnen den Ehrenplatz neben dem Menschen einzuräumen, den bisher ganz unverdienter Weise die Affen einnahmen, und ich hoffe, das Geschlecht der Weiber wird es mir Dank wissen, wenn ich es hiermit in seine natürliche Stelle wieder einsetze.

Phantasie an die Frauen.

Ueberall ist die Kraft nur der Stab, an den sich die Schönheit lehnt, um sorglos ihre Blüten entfalten zu können, und gern beugt jene den eisernen, sonst unbezwinglichen, Rücken, wenn diese mit einem schwachen Lilienstabe sie nur zu lenken würdigt. Gefahrlos spielt die Schönheit mit der harten, schneidenden Waffe der Kraft, deren Schärfe, von keinem Widerstand sonst umgebeugt, in ihrer Hand leicht dahin schmilzt. Zornig schwillt der Muskel der Kraft, um die Bande zu zerreißen, mit denen Gewalt sie zu fesseln sucht; aber leise und vorsichtig schreitet sie einher, wenn die Schönheit ihre Blumenbande um sie gelegt hat, damit sie selbige ja nicht zerreiße. Damit sie der Schönheit ein größeres Hochzeitgeschenk bieten könne, will sie die Welt erobern; um größer vor ihr niederfallen zu können, strebt sie bis an den Himmel zu wachsen, daß der Sklave der Schönheit ihrer werth sey.

Die Kraft goß der Schöpfer in des Mannes Glieder, legte den Nacken der Erde unter seinen Fuß, und sprach zu ihr: diene ihm! dem Engel der Schönheit und Milde aber nahm er die Flügel, damit er auf der Erde bleibe, und sagte, gehe zum Menschen

und blicke ihn an, damit er den Himmel auf der Erde in deinem Engelsblick schon ahne. Der Mensch erwachte aus dem ersten Schlafe, das Weib stand vor ihm, und schaute ihn an, und er ahnte den Himmel nicht blos, sondern glaubte ihn gefunden zu haben. — Nicht der Mann, das Weib war der Schlußstein der Schöpfung, die Blüte, nach der die Erde nichts Schöneres hervorzubringen wußte, und ihre Schöpfung einstellte. Der Felsen fing an, sich mit buntem weichen Teppich zu überkleiden; der starre Dornbusch schlug in duftende Rosen aus, die herrliche zarte Liane rankte an dem starken Eichbaum hinan; die zeugende Phantasie der Natur schäumte über; die Geburtsstunde des Weibes schlug unter diesen Symbolen.

Alle Gaben hatte die Natur vertheilt an ihre schlechtern Kinder; das Weib stand ohne Waffe da; da schlang die große Mutter des Reizes Gürtel um den Leib des Weibes und legte den Thautropfen in ihr Blumenauge; sie braucht keine andern Waffen, denn es sind Zauberwaffen.

Der Augenbliz eines Weibes sezte Städte und Länder in Flammen; die kleine Thräne eines Weibes, laß sie in tauchenden Länderbrand fallen, sie vermag ihn zu löschen. Das Weib schweigt, und ein Strom lebendigerer Beredsamkeit fließt in der Purpurwelle der ruhigen Lippe, als wenn tausend Worte donnernd

von Cicero's Lippen auf den Jüngling einstürmten. Sie spricht zwei Buchstaben, und eine weite stolze Brust kann zu klein werden, die Seligkeit zu fassen, die sie erwecken.

Was ist's, daß, wenn ich den Saum deines Kleides nur rühre, meine Nerven schauern macht, wie zwischen Ebbe und Fluth? Warum leuchtet mir die Natur mit allen ihren blitzenden Juwelen jetzt nur noch als deine Folie, glanzlos, wo der Diamant ihr fehlt? ja, warum erblind' ich gegen das ganze unendliche All, und sehe nur dich als leuchtenden Punkt, um den ich, ein dürstender Planet, jetzt kreise, und hell nur das, was dein Auge bescheint? Warum brütet meine Phantasie, des Geistes sonst ungezügelten Fittig, jetzt unbeweglich vor deinem Bilde, und kehrt elastisch dahin zurück, wenn sie sich kaum entfernte? Warum zertrümmr' ich freiwillig die Heiligenbilder aller meiner Ideale, um nur vor deinem Bilde zu knieen? — Ists nicht, weil ich das Himmlische in seinem schönsten irdischen Tempel nun erkannt habe? ruht nicht darum der Schmetterling meiner Phantasie, weil er die unbewußt und doch ungeduldig gesuchte Blüte endlich gefunden, um deren Honiglippen er ewig schweben möchte? Hat sich nicht jetzt erst die Knospe meines Lebens geöffnet, und fängt an, sich im beseligenden Lichte zu berauschen, von dem kaum ein schwacher Schein durch das Augenlied

des noch geschlossenen Kelches bisher Ahnung erregend durchdrang?

Wer ists, der hier vergebens mit des Wortes matter Farbe des Innern lohe Glut zu malen sich vermißt? Ein Jüngling ists, dem eine Welt die weite Brust nur halb ausfüllen konnte, dessen ungebändigter Geist noch jeden Zügel schäumend von sich wies, für den das Eisen wuchs, weil keine zartre Masse in seiner rauhen Hand gedieh. Ihm ging ein Weib vorüber — die Blume zitterte nicht, über die ihr Fuß schwebte, sondern bebte voll Wonne dem leis rührenden Kusse entgegen — und das rauhe Kriegslied in der Brust ward ihm zum Seufzer; die Waffe fiel aus seiner Hand -- die andere Hand hätte er sonst drum gelassen — daß er die Blume hascht, die ihrer Brust entfiel; vor einem Gotte hätte er stolz gestanden und mit hocherhobnem Nacken; doch Knie und Nacken beugt er willig vor dem Weib.

Ueber Definitionen des Lebens.

Jeder, der eine Physiologie zu schreiben anfängt, sieht sich zuvörderst nach einer neuen Definition des Lebens um. Wir haben auf diese Art deren schon sehr viele; es ist aber ein wahres Glück, daß wir nicht erst aus den Erklärungen, die in den Physiologieen stehen, zu lernen haben, wie man es anfangen müsse, um zu leben; daß vielmehr jedem das Talent dazu gleich angeboren ist. Kant, von dessen Baume unsere meisten neuern Philosophen — ich nehme die Naturphilosophen aus — noch den Samen nehmen, um ihre eignen Systeme daraus hervorschießen zu lassen, und hernach der Welt weis machen, sie hätten ein neues Genus entdeckt, wenn nur ein paar Blätter oder Blüten anders daran ausfallen, als am Aeltern-Baume; Kant erklärt das Leben als das Vermögen einer Substanz, sich aus innerm Prinzip zu bestimmen. Was ist aber ein inneres Prinzip? Ist es blos die Seele, als das Vermögen zu denken und zu wollen, wie Kant anzudeuten scheint, nun so ist unser ganzer Körper ein Cadaver, wenn wir nicht etwa annehmen, daß das Bein, die Hand u. s. w. ein Stück von der Seele als inwohnendes Prinzip habe, und blos nach Kieser die glandula pinealis, nach Meckel

das corpus callosum, oder nach noch andern die Hirnventrikel sind lebende Wesen, von wo aus die Seele, wie von einem Throne, ihre Mandate in die übrige Welt des Körpers schickt, in der die Knochen als Bauern die Last des Staats zu tragen haben, und nichts dafür bekommen als dürres Futter, während die Nerven als Edelleute blos befehlen und die Glieder chikaniren und als Offiziere in den Soldatenstand, das rothmontierte Muskelsystem eingehen; wo die Adern den Kaufmannsstand vorstellen, der den succum und sanguinem des Lebens cursiren läßt und an der Grenze in Waaren umsetzt, wo jedes Organ sein besondres Handwerk gelernt haben muß, und wo im Kopfe eine ganze Universität steckt, mit Lehrstühlen für Philosophie, Mathematik, Theosophie, Musik; wo hinterm Ohr Diebe, im Hinterkopfe Libertins u. s. w. sitzen; kurz von diesem ganzen schönen Staate wäre am Ende blos der Weisel, die Vernunft selbst, lebendig; das andre ein Uhrwerk, das vom Morgen bis zum Abend einmal abliefe. Oder ist überhaupt das, was von innen heraus zur Thätigkeit bestimmt, ein inneres Prinzip, nun so wohnt auch dem Stein ein solches als Schwere inne, und drückt er daher oder stößt auf einen andern Stein, so besitzt er zwar wohl keine Lebensart, weil er sich nicht höflich deßhalb entschuldigt, aber doch gewiß Leben; denn er drückt gewiß mit aller Energie, mit allen vollen Lei-

beßkräften, die er nur anwenden kann. Er hat freilich nichts weiter als drücken gelernt; wenn wir tanzen, so drückt der Stein, wenn wir lachen, so drückt er, wenn wir dichten, so drückt er; das Drücken ist aber doch auch eine Thätigkeit; er drückt freilich, weil er drücken muß; setzt man aber das innere Prinzip als freies Prinzip, nun so ist unsere Vernunft selbst das todteste, was es geben kann; denn sie kann blos nach (subjectiv) zureichenden nothwendigen Gründen handeln, die sie sich nicht selbst gesetzt hat. Doch wozu noch Tropfen in das, zum Theil freilich nicht gesalzene Meer tragen, womit man den ehrwürdigen Kant schon übergossen, und nun fast ausgelaugt hat.

Jacobi sagt gerade zu: nichts kann lebendig heißen, als wo Vorstellungen die Bewegungen veranlassen; allein worin unterschiede sich dann eine Wiese, die man mit italiänischen parfümirten Blumen bepflanzt hätte, von einer natürlichen, wo die Blumen ihre Jugend und ihr Alter haben; und, was ich vorhin sagte, unser Herz und alle unsre Pulsadern sind dann todte Röhren, statt deren wir bleierne einsetzen könnten, die wenigstens haltbarer wären.

Nach Erhard besteht der Charakter des Lebens in dem Vermögen der Bewegungen zum Dienste des Bewegten. Nun will ich zwar gern zugeben, daß das,

was wir lebendig nennen, das Vermögen hat, sich zu seinem Nutzen und Frommen zu bewegen; allein dann könnte man eben so gut sagen: der Charakter des Lebens besteht in dem Vermögen, zu essen und zu trinken (die lebendige Seele ißt und trinkt zwar nicht, allein sie bewegt sich auch nicht, und will man bildlich von Bewegung derselben sprechen, so kann man's auch vom Essen und Trinken derselben; sie nährt sich durch Vorstellungen, die sie aus dem Stoff der Anschauungen zieht und im Verstande verdaut), oder im Vermögen, periodisch in Ruhe und Thätigkeit zu seyn, oder im Vermögen, abwechselnd zu thun und zu leiden — zu empfangen und zu geben — fremdes sich zu verähnlichen u. s. w. u. s. w. Kommt es mir doch beinahe vor, als ob die Definitionengeber um den großen starken Eichbaum des Lebens, in dessen Riesenröhren die Säfte der Welt sich bewegen, herumliefen; der eine ein Blättchen, der andre eine bunte Blüte, die ihn gerade besonders anlachte, der dritte, wenn er nichts weiter erreichen konnte, sogar ein Stück trockne Rinde abbrächen, um ihr physiologisches Herbarium, auch sonst nur vertrocknet die Organe der Natur aufzeigend, am Eingang damit zu schmücken, und, wie man Quercus Robur auf die Etikette auch eines kleinen Stückchens vom Baum schreibt, so auch dem kleinen Fragment des Lebensbaums den Namen des Ganzen beilegten. Aber weder das einzelne Blatt,

noch hundert Blätter aneinander gesetzt, werden je das Ganze ausmachen.

Treviranus, den ich übrigens honoris causa nenne, und der sich nichts daraus machen kann, wenn ein obscurer Mensch ihn antastet, giebt in seiner Biologie, aus der ich auch die übrigen angeführten Definitionen genommen habe, folgende, und wie es scheint, mit großer Zuversichtlichkeit: Das (physische) Leben ist ein Zustand, welchen zufällige Einwirkungen der Außenwelt hervorbringen und unterhalten, in welchem aber, dieser Zufälligkeit ungeachtet, eine Gleichförmigkeit der Erscheinungen herrscht. Diese Definition mag ein Beispiel erläutern.

Ein Mensch wird von seinem Vater, der Kinder zu haben wünscht, mit gutem Vorbedacht gezeugt; aber wegen kränklicher Constitution, die ihm anhängt, bringt jedes rauhe Lüftchen, jede Erkältung der Füße, seinen ganzen Organismus in Unordnung, kurz jede zufällige Einwirkung der Außenwelt stört bei ihm den Normalverlauf der Erscheinungen. Dieser Mensch geht einst zufällig bei einem Hause vorbei, von dem zufällig ein Ziegel herabfällt, und ihm zufällig die Hirnschale einschlägt; die zufällige Einwirkung von Wasser und Luft ruft nach drei Tagen die Fäulniß hervor, und diese schreitet bei allen Witterungsveränderungen in einem gleichmäßigern Gange fort, als früher die Funktionen des Menschen würden haben

behaupten können, hätte er sich jenen Veränderungen ausgesetzt. Ich glaube, ein frappanteres Beispiel, das Verhältniß des lebendigen und todten Zustandes in Einem Individuum darzustellen, läßt sich nicht geben. Bei diesem Mann begann offenbar das Leben mit dem, trotz aller äußern Einwirkungen in seiner Eigenthümlichkeit fortschreitenden, Zustande, den der Ziegel, die zufällige Einwirkung der Außenwelt, in ihm veranlaßt hatte, und den andre zufällige Einwirkungen unterhielten; dagegen die Zeugung, wir müßten sie denn auch etwa eine zufällige Einwirkung der Außenwelt nennen, an sich kein Leben hervorrufen konnte, und wirklich auch nur einen Zustand hervorrief, wo bei zufälligen Einwirkungen der Außenwelt die größte Ungleichförmigkeit der Erscheinungen Statt fand, mithin einen todten. — Aber das hat ja wohl Treviranus nicht mit seiner Definition sagen wollen, und so muß ich alle Ausdrücke darin mißverstanden haben; nur schlimm, wenn dieß bei einer Definition gar so leicht möglich ist, die ja eben zum Verständigen dienen soll; wenn sie einer leeren Laterne gleicht, die zwar wohl erhellen kann, aber nur, wenn man selbst erst ein Licht hineingesetzt hat; da doch die Definition das Licht unmittelbar seyn soll.

Es würde eine ganz vergebliche Mühe seyn, die verschiednen Definitionen des Lebens alle sammeln und aufzählen zu wollen; das Leben ist an einzelnen

Erscheinungen so reich, daß wohl nach Jahrhunderten noch nicht jede derselben zu einer Definition des ganzen Lebens benutzt seyn wird, obgleich gewiß viele außer denen, die es jetzt schon sind. Es scheint auch, als ob alle Definitionen des Lebens mehr darauf abzweckten, den Adelsbrief, den sich die Menschen eigensüchtig als lebendigen Geschöpfe ausgestellt haben, so zu rechtfertigen, daß alles Uebrige, was nicht seine ganz nahe Verwandtschaft mit ihnen nachweisen kann, unter den Plebs des Todten gehöre; und Leute, deren es in neurer Zeit freilich giebt, die eine ungebundene Gleichheit einführen, und der ganzen Welt eine solche Constitution geben wollen, daß alles nach demselben billigen Gesetze regiert werde, und den Stein, der bisher nur mit Füßen getreten und Lasten zu tragen verdammt wurde, für seine Mühe und als Glied des Ganzen wenigstens gleiche Rechte auf das Leben, als den übrigen, sich vornehm dünkenden Weltbürgern, den Pflanzen und Thieren, zugestanden werden sollen, diese Leute werden, wie billig, als Aufrührer gegen die alte, lang bestandne Ordnung, so wie sie nur auftreten, geächtet, und die Jugend vor ihren Fallstricken gewarnt.

Ich habe lange und tief über das Leben nachgedacht, und da ging es mir denn, wie es oft bei solchem Nachsinnen geht, ich fand zuletzt, daß ich über Nichts nachgedacht hatte, daß das Leben gar nicht

existirte. Alle Erklärungen, die ich bisher vom Leben gehört hatte, kamen offenbar darauf hinaus, daß sie eben so gut, und noch besser auf das Todte paßten. Ein unermeßlicher Gedanke, aber nicht ein Lichtgedanke, sondern ein ungeheurer unendlicher Schatten fiel auf einmal in meine Seele; ich sahe die Welt als ein unabsehbares Grab vor mir liegen; es sproßten nicht einmal Blumen auf dem Grabe, die über der Weltleiche blühten und grünten; denn die Blumen waren selbst todt und lagen mit im Grabe; es war auch Keiner, der sie über das Grab hätte pflanzen oder darüber eine Thräne hätte weinen können: die Thränen waren Wassertropfen, die ohne Sinn flossen; jede Seele war ein mechanisches Räderwerk im Uhrgehäuse des Körpers; die Gedanken Automate, die darin wandelten und aufsprangen, weil sie mußten, nicht weil sie wollten; Liebe und Freundschaft, einzelne elektrische Lichtblitze durch die Nacht, von denen ich jetzt die Conductoren erkannte, die meinem blinden Auge bisher verborgen gewesen waren; die Sonne sah die Erde freundlich an; aber die Erde wußte nichts davon und die Sonne wußte auch nichts davon, daß sie lächelte; die Welt war ein Gespenst des Lebens, das es nachäffte, und dem, der es anblickte, eiskalte Schauer durch die Gebeine jagten; die Weltharmonie verlöschte zu todten Pendelschwingungen, die mit und gegeneinander wogten, und der Sturm der Gefühle,

den sie in der Brust aufjagten, ließ sich nach Quadrat und Elle messen; denn es waren dieselben Schwingungen, die ich dort meßbar fand, die nur hier ein feiner besaitetes Instrument zum Mitschwingen nöthigten. Ich übersah' den ganzen Mechanismus; er bestand aus einer Masse unendlicher Hebel, die durch einander griffen; ein Arm jedes Hebels war immer innerhalb eines Gehäuses, das ich sonst ein lebendes Geschöpf nannte, der Andere ragte in die Außenwelt; und wenn der innere Hebelarm sich regend, den äußern in entsprechende Bewegung setzte, glaubte ich sonst, ein Spiel der Freiheit zu sehen; Thor! jetzt sahe ich, wie verdeckt der innere Hebel erst selbst wieder von einem äußern in Bewegung gesetzt wurde, daß er so und nicht anders sich regen konnte, und wie jenes Bewegung abermals nicht von ihm selbst ausging, und so in Unendlichkeit fort. Aber, rief ich aus: es muß doch einer seyn, der alle Hebel regt, und von keinem geregt wird, wo ist er, der Lebendige? Und einen Weg sah ich vor mir liegen, und eine Säule mit der Inschrift daran: geh diesem Wege nach; dort, wo er endet, da steht des Lebendigen Haus, der alle Hebel regt: und ich eilte fort und fort auf dem Wege, stets dem Ziel zu nahen glaubend; und als ich eine Ewigkeit durchlaufen hatte, da stand ich wieder bei der ersten Säule, und erkannte das Symbol des Kreises.

Der größte Künstler.

Unsre Erde ist eine Aeolsharfe, in die Gottes Athem Seele haucht; aber die Harmonie erschallt nicht in einzelnen Tönen; sondern ganze Künste spielen in einander, und das Reich der Farben, das Reich der Formen, das Reich der Töne und der Düfte sind selbst jedes nur eine einzelne Saite, ausgespannt über die Erde, die zu Einem Accorde ineinanderschlagen. Die ganze Welt spielt Gott als eine einzige große Harmonie im Raum, als eine ewigdauernde Melodie in der Zeit, oder vielmehr tausend Melodien, jede in sich schon vollendet, werden durch das Geheimniß eines unergründeten Contrapunkts zum Flusse Einer Harmonie von ihm vereinigt; das Schicksal ist der Geist, der durch die Musik schreitet in wunderbaren Weisen. Die Erden- und Sonnensysteme tanzen den gewaltigen Sphärentanz zur großen Symphonie; ihr Reigen stellt nur die Klangfiguren des großen, seit dem Schöpfungstage nimmer verhallenden Weltenconcerts dar. Tausend Dissonanzen tönen in versinkenden Welten, in jammernden zertretnen Völkern, in höhnendem Laster und gegeißelter Tugend — was wäre eine Musik ohne Dissonanzen? — und Alles löst sich immer wieder in eine große, dem Schöpfer der Har-

monie allein hörbare Consonanz auf; denn wir vernehmen nur die tönende Bebung einzelner Atome seiner Instrumente; das andre geht uns ein unverstandnes Rauschen vorüber. Der geheimnißvolle Dreiklang schlingt sich durch die ganze Natur; alle Tonarten, als wäre jede ein einzelner Ton, spielen harmonisch in einander zu einem organischen Klangsystem; jeder Ton, der in eine Harmonie eingeht, ist in sich wieder Harmonie, von einem eignen Instrument gespielt; und jeder Accord fühlt selbst, was er ausdrückt und drückt nur aus, was er fühlt; denn Gottes Töne sind lebendig, und lebendig seyn heißt nur, ein Ton von Gottes Harfe in die Zeit hineinhallen.

Gott hat nur Ein Thema zu seiner ganzen Musik, das allereinfachste, das in jeder einzelnen Variation wiedertönt, das er durchführt auf tausendfache Weise und mit dem er nicht fertig wird bis ans Ende der Welt. Es wäre schrecklich, wenn Gott den letzten Griff in die Saiten thäte, und mit dem ersterbenden Nachhall die Welt in's Nichts verschwämme, und alle Lebenspulse zu schlagen aufhörten, die nur ein Tanz nach der großen Harmonie sind; wenn die kurzen Pausen, eine Nacht, ein Winter, in denen nur die Hälfte der Saiten forthallt, während die andern ruhen, zu ewigen würden, zu ganz stummen; wenn das gewaltige Instrument in einem letzten

Accorde seinen eignen Schwanengesang tönte. Aber Gott wird nimmer aufhören zu spielen, denn seine Seele lebt nur in der Harmonie; ja Gottes Seele ist nur die Harmonie, die unsterbliche Harmonie, die ewige Harmonie. Gott hat niemand, mit dem er sprechen könnte; denn außer ihm ist Nichts; darum sitzt er in seiner Einsamkeit, die Harfe in der Hand, die Welt, und so rinnt ihm die Zeit hin; und wenn er durch die Saiten greift, dann rollen Lichtgloben und Thauperlen; Stürme, die Weltenmeere aufwühlen, und summende Bienen, murmelnde Bäche, flötende Schäfer; alles, alles stiebt als Ton von seiner Hand, und das Fortissimo, das den Reifen der Welt zu sprengen droht, malt er dann, wie einen finstern Grund, wieder mit tausend hineinhallenden Tönen sänftigend und lindernd aus.

Die ganze Natur ist nur ein Portrait Gottes; Gott malt sich, und malt sich, sich selbst malend, und so schließt ein großes Bild von ihm immer das kleinere ein, nur daß bei jedem kleinern die feineren Züge verschwimmen; daher ist der Krystall, die Blume, die Pflanze, die Pflanzenwelt, die ganze organische Welt, eine Sonne, ein Sonnensystem, ein Organismus von tausend Sonnensystemen jedes nur sein Bild, sein sprechendes Bild. Mit bewunderngswürdiger Leichtigkeit wirft Gott seine Gemälde hin; er ergreift im Frühjahr seinen Pinsel, und malt mit

Einem Striche tausend Wiesen und Wälder grün, und mit Einem Striche malt er alle die Arten Blumen hinein; Ein Augenblick genügt ihm, Licht und Schatten über eine unendliche Landschaft auszutheilen; daß jegliches kraftvoll hervortritt in seiner Art, und wenn er sein Gemälde jede Nacht wieder auslöscht oder verhängt, geschieht es nur, es am Morgen schöner wieder hervorzuzaubern. Die Leinwand, in die Unendlichkeit ausgespannt, auf die Gott seine Farben gießt, ist der unermeßliche Raum, sein Pinsel die nimmer rastende, ewig neu erzeugende Zeit; Materienmassen seine Farben; die ganze Formenwelt seine Contoure; die Figuren, die er malt, lebendige Geschöpfe. Gott malt nicht mit todten Farben; jeder seiner Farbenpunkte ist ein in sich vollendetes Gemälde, mit feinrer Masse ausgeführt; und jedes Gemälde auf der andern Seite wieder nur ein Farbentheilchen zu einem größern Gemälde. Die Erde hat er in einem grünen, tausendfach gefalteten, reichblumigen Gewande gemalt, das nicht aus todten Pflanzenstoffen, sondern aus lebendigen Pflanzen gewirkt erscheint, und jede Erde ist selbst wieder nur ein Farbenpunkt, und eine Sonne das ihr wesentlich zugehörende Lichttheilchen; und mit Milliarden solcher bunten Erden, durch die sich Milchstraßen als Streiflichter ziehen, malt er erst wieder eine größere Landschaft in den Raum hinein; die Schattenpunkte, die er braucht,

setzt er durch umnachtete Erden hin. Jedes kleinere oder größere Gemälde, das Gott entwirft, giebt er erst unausgeführt in der Skizze und entfaltet die Formen daran nur allmählig oder läßt sie entfalten von seinen Schülern. Er setzt nicht im Pflanzengemälde Glied zu Glied, das Blatt und die Blume über den schon geschaffenen Stengel; nein, er wirft die ganze Idee auf einmal im Samenkorn hin und sagt zur Sonne: nimm deinen Pinsel voll Licht und Farben und führe das Gemälde weiter aus. Die Idee ist überall von Gott; die Ausführung nur ist jedem Künstler überlassen; aber auch der Künstler selbst ist nur nach einer Idee von Gott geschaffen, darum ist auch die Ausführung des Kunstwerks der göttlichen Idee gemäß.

Den Kampf des Himmels und der Hölle hat Gott in seinem Weltgemälde darstellen wollen; darum nahm er eine Tafel voll unendlicher Finsterniß als Grund, blickte sie an mit einem Auge, das nicht, wie das unsrige, empfangend, sondern gebend wirkte; der Lichtgedanke seiner Phantasie strahlte in die Nacht hinein; und die Spaltung in Lichtmeer und Schattenmeer war vollendet; des Gemäldes erste Anlage — und siehe, die Wellen des Lichtmeers und Schattenmeers bäumten sich gegen einander und flossen in einander und so zersplitterte das Licht in tausend einzelne Wellen, die mit den Schattenwellen kreuzend

sich tausendfältig gestalteten zu Tugend, Schönheit, Wahrheit, Liebe, Seligkeit; indeß die Schattenwellen Laster, Lüge, Haß, Verzweiflung dazwischen fließend sie abgränzten, kämpfend mit ihnen zum Theil zusammen flossen, und dann sich versöhnend und vermälend die Farbe erzeugten, das Symbol des wogenden, wechselnden Lebens.

Gott denkt nicht an Erden, Sonnen und Blumen und an seine lebendigen, vernünftigen Geschöpfe; nein, Gott denkt Erden, Sonnen und Blumen, ja er denkt uns selbst mit unsrer Vernunft. Wenn ein Gedanke in uns sein Selbstbewußtseyn für sich hat, so müssen ihm die Gedanken, die neben ihm aufschießen, sey es, von was es sey, wirkliche Dinge dünken, und wirkliche Dinge seyn, weil er, sich selbst für wirklich haltend, doch nicht mehr ist, als sie; weil sie auf ihn, wie er auf sie einwirkt, weil sie sich wechselsweis hervorlocken und modificiren, und die Vernunft, die alle Gedanken denkt, ist dann der Gott der einzelnen Gedanken, den sie als ihren Schöpfer ansehen. Wir sind selbst nur solche einzelne Gedanken in des großen Gottes Hirne, und nennen Gottes Vorstellungen von Baum und Thier und Sonne wirkliche Dinge, weil wir, die wir uns selbst wirklich nennen, doch nur ihre Nebenvorstellungen sind. Die Zeit ist der Gedankenlauf Gottes, der Raum ist seine schematisirende Phantasie, Ursach und

Wirkung der realen Welt sind für Gott nur Ideen-association. Ein Baum, der aus einem Samenkorn aufschießt, ist ein System, das er einem Prinzip denkend entlockt, Merkmal zum Merkmal fügend und Merkmal vom Merkmal sondernd. Nach derselben Logik hat Gott alle seine Gedanken verknüpft und hervorgebracht, dasselbe Denkgesetz — wir nennen's Naturgesetz — herrscht in jeder seiner einzelnen Perioden, und übt sich nur am mannigfaltigsten Stoffe. Und dieser Gott, dem wir nur Gedanken sind, wird selbst wieder nur einzelner Gedanke eines größern Gottes seyn.

Gott ist der größte, der einzige Dichter, sein Gedicht ist die Schöpfung, ein gewaltiges Drama, ein Jahrtausend der Geschichte nur ein Bruchstück daraus, in dem Völker die agirenden Personen sind, die wie einzelne Menschen mit einander sprechen, sich freundlich die Hände reichen, oder den im Innern lodernden Grimm zur feindseligen That ausschlagen lassen. Der Dichter soll nicht hervorsehen aus seinem Kunstwerk; wer reicht an Gottes Objectivität? im Sturmlied, das er singt, braust der Sturm, der Wasserfall, den er dichtet, rauscht, in der Idylle, die er singt, sehen wir den Schäfer mit der Schäfrin tändeln; und doch ist Alles aus seinem innersten Gefühl hervorgegangen. Gottes Gedicht besteht aus unendlichen Strophen, die er nicht mühsam zusam-

men findet, sondern mit dichterischem Feuer und dichterischer Leichtigkeit in der Zeitreihe nach einander singt, und jede Strophe ist nur eine Entwicklung der Idee, die er in der vorhergehenden Strophe aussprach; und wenn er diese nun durch tausend blühende Gleichnisse und Bilder durchgeführt hat, so faßt er in der dritten Strophe wieder jedes dieser Gleichnisse und Bilder, und verarbeitet jedes, wie die erste allgemeine Idee, und so entwickelt er dasselbe Thema bis in Unendlichkeit fort, daß es immer blühender und herrlicher auftritt. Die Charactere, die Gott in seinen Gedichten, seinen Dramen aufführt, läßt er handeln und sich regen die einen gegen die andern vom Anfang bis zu Ende ihres Auftretens nach derselben Idee, in der er zuerst sie dachte, so daß bei tausendfacher Mannigfaltigkeit jeder in seiner eigenthümlichen Einheit sich entwickelt. In seinem Drama hängt nicht eine Scene todt an der andern; jede Scene wächst ein neuer Zweig aus der frühern hervor, und hätte ohne den Mutterzweig nicht bestehen können; und der Mutterzweig mußte den neuen Sproß treiben, vermöge des ihm inwohnenden Lebens. Jede Scene ist ein, in sich vollendetes, Schauspiel in einer größern Scene; in jeder Scene wird ein Knoten gelöst, der in einer frühern geknüpft war; aber die Lösung geschieht nur, um den Faden mit andern gelösten Fäden zum neuen Knoten zu verschlingen. Eine gewaltige

Tragödie ist die Welt, die mit Gottes, der selbst der Held in seinem Drama ist, Geburt begann, und mit seinem Tode schließen wird; aber seine Geburt fiel vor unendliche Zeit, und sein Tod liegt an der Grenze der Unendlichkeit, d. i. er ist nimmer.

Die Kunst, die unsre, ist keine Nachahmung der Werke des großen Meisters der Natur; aber den Naturgeist soll sie copiren. Alle unsre Kunstregeln sind Naturgesetze.

Verkehrte Welt.

Ich glaube, man kann kaum zu, dem Anschein nach widersinnigern, Vorstellungen gelangen, als wenn man sich die ganze Welt in Zeit und Bewegung, wie ein Uhrwerk, gleichsam rückwärts laufend denkt, so daß das consequens überall zum antecedens und umgekehrt wird. In einer solchen Welt legt man sich zu Bett, wenn man am muntersten ist und erwacht schläfrig, so daß man sich die Augen reibt. Die Geburt besteht darin, daß Würmer und Pflanzen Stoffe von sich geben, aus denen man zu einem zusammengeschrumpften Greise zusammenbäckt, mit den Jahren jünger wird, zuletzt kindisch; nachdem man vielleicht der größte Weltweise gewesen ist, in den Windeln schreit; ja sein Leben endigt, indem man in den Leib eines Weibes hineintritt, und in deren allgemeine Säftemasse aufgenommen wird. Ein Schlag auf den Kopf, ein Giftpulver u. s. w. werden für lebenserregende Potenzen gelten; denn jedesmal wird man sich nachher wohler befinden, als vorher; die Kirchhöfe werden Geburtsplätze und die Todtengräber Wehemütterstelle vertreten; der Zeugungsakt wird zum Tode selbst werden, der den Menschen ins Nichts hinübernimmt. Alle Gespräche werden so ge-

führt, daß der Mensch erst nach seinen Worten weiß, was er gesprochen; jede Versöhnungsscene ist das Zeichen eines eintretenden Zankes; die Strafe geht allemal dem Laster voran, der Lohn der Tugend, inwiefern jetzt beides nachfolgt; wem als Mörder der Kopf abgeschlagen ist, der wird erst hingehn, die Strafe zu rechtfertigen. Nach dem Waschen ist man jedesmal am schmuzigsten und den Bart kann man sich nur anbarbieren. Mancher Handwerksmann wird die Stiefeln oder den Rock, den er macht, Jahre lang zuvor bezahlt bekommen; ja es ließe sich die Frage aufwerfen, ob dann nicht mancher Rock bezahlt werden würde, den der Schneider in Ewigkeit nicht machte. Man fängt an zu essen, wenn man am sattsten ist, und steht nach Ende der Mahlzeit hungrig auf; im Grunde indeß, bei entgegengesetzter Bewegung, wird das Essen auch nicht mehr a priori, sondern a posteriori erfolgen; der Dünger des Feldes wird in unsern Leib hineintreten, und dort synthetisch zu Fleisch, Aepfeln, Kartoffeln und anderm Gemüse verarbeitet werden, und als solche zum Munde heraustreten, das Obst an die Bäume hinanfallen, aus der Frucht dann die Blüte werden, diese in die Knospe übergehn, zuletzt der ganze Baum, immer kleiner werdend, zum Samenkorn sich contrahiren; das Fleisch wird aus dem Munde in den Topf übergehn, dort roh gekocht werden, dann

in den Fleischbänken zusammen kommen und auf der Schlachtbank selbst werden daraus neue Ochsen und Schafe zusammengesetzt werden u. s. f. Glücklich ist der, der einen zerrissenen Rock, ein verfallenes Haus erbeuten kann, aber je neuer beide aussehen, um desto näher sind sie ihrer Vernichtung; der neue Rock wird vom Schneider in Tuchlappen zertrennt werden, dann in den Kaufmannsladen wandern, von da zum Tuchmacher, zum Wollhändler und alle diese Menschen müßten arbeiten, um zuletzt den Rock des Menschen zu einem Kleide für das Schaf zuzubereiten, dem es der Schafscheerer anschüre; so würde es in allen Stücken gehen, daß der Mensch nur als Diener des Thiers erschiene, und Statt, daß er jetzt von diesem alles an sich reißt, dieß alles vom Menschen an sich risse.

Wie wäre es, wenn einmal ein solches Gericht ergienge? wenn die Welt, nachdem sie eine Weile vorwärts gelaufen ist, einmal anfienge, auf solche Weise rückwärts zu laufen? Es würde dieß nichts anders seyn, als, während jetzt progressiv Gott sich in die Welt verwandelt, das Allgemeine in das Einzelne; daß dann regressiv die Welt in Gott übergienge, das Menschengeschlecht zum ersten Elternpaar würde, und dieß selbst in den Schooß, aus dem es hervorgieng, zurückkehrte, bis blos das große absolute naturphilosophische Nichts übrig wäre. Eine Welt,

wie die gesetzte, ist wenigstens an sich nichts Unmögliches; denn ist das ganze Weltgesetz umgekehrt, so ist der Zusammenhang um nichts weniger gesetzmäßig; ich mag eine unendliche Reihe vorwärts oder rückwärts, was freilich nur ein unendliches Wesen könnte, lesen, sie bleibt darum nichts desto weniger Einem Prinzip unterthan; jedes Wort, das sich vorwärts aussprechen läßt, läßt sich auch rückwärts aussprechen.

Idee einer höhern Kochkunst.

Die Kochkunst ist bisher immer in praxi unter allen Künsten ziemlich am höchsten geschätzt worden; dennoch sucht man sie hinter ihrem Rücken, d. h. wenn man gerade nicht bei Tische sitzt, mit der Zunge häufig genug nach Kräften herabzuwürdigen; ja, sie aus dem achtbaren Kränzchen der schönen Künste ganz auszuschließen. Es könnte indeß wohl geschehen, wie man sonst die Schauspielkunst für unehrlich hielt, so lange sie nichts war, als eine Darstellung von groben Fastnachtsspäßen, während jetzt der Schauspieler manchmal mehr gilt, als der Held, den er agirt, daß so auch einst die Kochkunst, wird sie erst veredelt seyn, zu den höhern Künsten gerechnet werden wird; und es ist nur die Frage, ob sie der Natur der Sache nach einer solchen Veredlung fähig ist.

Wenn der wesentliche Zweck aller schönen Künste darin besteht, durch Versinnlichung von Ideen vermittelst gewisser Formen, Gedanken, Gefühle und Bestrebungen edlerer Art im Menschen hervorzurufen; oder kürzer: durch, dem Sinne dargebotne, Formen die höhern Geistesvermögen anzusprechen; so kann allerdings die Kochkunst, in wie weit sie blos auf Be-

friedigung des Gaumens abzweckt, keinen Anspruch auf den Namen einer schönen Kunst machen, so wenig als die Malerei eine schöne Kunst genannt zu werden verdiente, die durch Contraste und Zusammenwirken bunter Farben ohne Bezug auf eine bestimmte Idee blos das Auge zu vergnügen suchte, oder die Musik, welche Töne kauderwelsch untereinander würfe, und damit dem Ohre, aber nicht dem geistigen Gefühle etwas gäbe. Ist die Kochkunst aber wirklich im Stande, dadurch, daß sie ihre Formen einem Sinne bietet, auch die höhern Geistesthätigkeiten mittelbar anzuregen, so dürfen wir auch keinen Anstand mehr nehmen, sie den höhern, schönen Künsten beizugesellen.

Jeder Kunst liegt ein gewisser Stoff vor, dem sie ihre Formen einzubilden hat; der Malerei Farben, der Musik Töne, der Baukunst Steine, Holz u. dergl. Die Form beruht auf der Art der Zusammenfügung oder Verbindung des Stoffs; liegt z. B. in der Malerei in der Verschmelzung und Abgränzung der Farben; in der Musik in der Verbindung der Töne zu Rhythmus, Harmonie und Melodie; in der Baukunst in der Art, wie Steine, Holz u. s. w. zusammengefügt werden. Man unterscheidet dann noch bei jeder Kunst i n n r e Form und ä u ß r e Form; letztre als die Verknüpfungsart des Stoffs, wiefern sie an sich blos dem äußern Sinne faßbar ist, z. B.

in der Dichtkunst die Zusammenfügung nach Worten, Versfüßen, Reim u. s. w., in der Musik nach den verschiednen Instrumenten, welche ein Concert ausführen u. s. f.; als innre Form die, die in ihrer Wirkung auf's Gemüth vom, gleich weiter zu erörternden, innern Sinne aufgefaßt wird, in der Dichtkunst also die Art, wie die, dem poetischen Kunstwerk zu Grunde liegenden, Gedanken zu einem Ganzen zusammen stimmen; in der Musik der Geist der Harmonie und Melodie selbst u. s. f.

Der Kochkunst liegen als Stoff alle die Substanzen vor, die einer Aufnahme und Verähnlichung durch den menschlichen Organismus fähig sind und die Form in derselben liegt in der Art der Zusammensetzung dieser Substanzen begründet, die äußre in ihrer sichtbaren Verbindung, die innere im Chemismus ihrer Composition. Die Idee, die der Kochkunst, in soweit sie bisher bearbeitet wurde, zu Grunde liegt, und die durch ihre verschiednen Formen dargestellt werden soll, ist der höchst mögliche Wohlgeschmack, oder ist das Schöne, wiefern es zum Geschmackssinn Bezug haben kann. Allein in so weit verdient die Kochkunst keinen bessern Tempel, als eine Küche; es läßt sich indessen meines Erachtens mehr aus ihr machen, und dann mag man immer die Aschenbrödel zur Muse erheben. Hier muß ich nun etwas weiter ausholen.

Wir haben im Grunde zwei innre Sinne, einen

geistigen, der uns von den Zuständen unsrer Seele benachrichtigt, uns gleichsam ein Spiegel ist, in dem wir die traurigen, wie die fröhlichen Züge derselben erblicken; der uns sagt, ob wir hoffen oder fürchten, hassen oder lieben, muthig oder zaghaft sind u. s. w. Dieser Sinn, der schlechtweg der innre Sinn genannt wird, vermittelt erst unser Selbstbewußtseyn, ja läßt sich kaum davon trennen, und in ihn müssen alle Kunsteindrücke, die wir durch die äußern Sinne aufnehmen, überfließen; das Auge, das Ohr, der Sinn des Geruchs, des Geschmacks und Gefühls sind einzelne Saiten, die durch eine oder die andre Kunst gegriffen werden, und der innere Sinn ist der Resonanzboden, an dem sie alle gemeinschaftlich wiederklingen.

Der andre Sinn, den man auch einen innern Sinn nennen kann, ist der, der unter dem Namen des körperlichen Gemeingefühls bekannt ist, und der uns, gerade wie der innere Seelensinn von den Zuständen unsrer eignen Seele, so von den Zuständen und Vorgängen in unserm organischen Körper Nachricht bringt, freilich auch nur, indem er die Eindrücke dann an den innern Seelensinn abgiebt — in Bezug zu dem er dann allerdings noch als äußerer Sinn erscheint, in wiefern auch unser innerstes Körperliches in Bezug zur Seele noch ein Aeußres ist. Diesem innern Körpersinn oder Gemeingefühl gehören die

Gefühle des Schmerzes und Wohlgefühls, entweder im Allgemeinen oder in einzelnen Theilen, des Hungers und Durstes, der Müdigkeit und Munterkeit, des Kriebelns, des Kitzels, des Juckens, der Wärme und Kälte, kurz jeder Modification, die unser Körper erleidet, an.

Da man sich die Verhältnisse der verschiednen Sinnesstufen doch zuletzt nicht anders, als schematisch vorstellen kann, so will ich gleich ein Schema im Allgemeinen für sie geben, und zwar das Schema, was überhaupt die allgemeinsten innern Beziehungen jedes Organismus, und auch jeder besondern Sphäre in einem Organismus zu versinnlichen vermag.

Man stelle sich einen Kreis vor, so wird der innre Seelensinn, der unmittelbar das Geistige fassende, durch den blos idealen Centralpunkt des Kreises sich schematisiren lassen, in Bezug zu dem aber doch alle andre Sinne erst ihre Realität haben; die Peripherie, die an die Außenwelt gränzt, wird die äußern Sinne vorstellen, durch die alle Eindrücke, die wir von Außen empfangen sollen, zunächst treten müssen, um in unser Innres zu gelangen; die Radien zwischen Mittelpunkt und Peripherie werden unser körperliches Gemeingefühl darstellen, von denen nicht nur die Empfindungen, die von der Außenwelt eintreten, zum innersten Sinn erst übergeführt werden — weil wir auch das Sehen, Hören u. s. w. zu=

nächst nur als Modification unsers eignen Körpers wahrnehmen —, sondern die auch dahin die unmittelbar körperlichen Gefühle unsres Selbst überbringen, wiefern wir dieses Kreisschema der Sinne uns in ein eben solches Kreisschema unsres übrigen Selbst organisch gleichsam eingewirkt denken. So sehen wir, wie unser körperliches Gemeingefühl auf der einen Seite mit dem innern Seelensinn verfließt, auf der andern Seite mit den äußern Sinnen verschmilzt und noch sein eigenthümliches Gebiet für sich behauptet.

Alle unsre schönen Künste sind bisher darauf berechnet gewesen, entweder durch in Anspruch Nehmen eines äußern Sinnes unsern innern Sinn zu fassen, wie Malerei, Musik, Tanzkunst u. s. w., oder auch unmittelbar auf den innern Sinn zu wirken, d. h. die Seelenaffectionen, die den innern Sinn rühren sollen, gleich an diesen selbst abzugeben, ohne erst einen andern Sinn in Anspruch genommen zu haben, wie die Poesie, die nicht erst durch Auge, Ohr oder Getast künstlerisch auf den innern Seelensinn wirkt, sondern blos ihrem Stoffe, den Worten nach, durch jene einzieht, während ihre innere Form, die zwar bei den andern Künsten auch nur vom innern Sinn gefühlt, aber doch von den äußern empfangen wird, hier unmittelbar nur vom innern Seelensinn aufgefaßt werden kann, da sie weder in Zusammensetzung

der Worte, noch der Perioden an sich begründet liegt; indem jedes kauderwelsche Gerede den Gedanken nach ein Gedicht seyn könnte, wenn man sich eine Sprache dazu entwerfen wollte, wovon das Entsprechende weder in der Musik noch Malerei angienge. Daher denn auch die Poesie, um mich eines unbestimmten Vergleichs zu bedienen, der geistige Abglanz aller andern Künste ist. Es fehlt uns nun aber noch eine Kunst, die durch harmonische Anregung des Gemeingefühls unsern innern Sinn rühre; und diese Kunst scheint mir die Kochkunst — wenn man ihr diesen Namen dann noch lassen will. — werden zu können; nur muß man sich dann als ihren Thron nicht mehr blos die Zunge, sondern vielmehr den ganzen leiblichen Menschen vorstellen. Freilich werden auch die Instrumente dieser Kochkunst nicht Fleisch, Brot, Kohl u. dergl. seyn können, die für das gewöhnliche Leben sind, wie unsre unpoetische und unmusikalische Sprache für das gewöhnliche Leben; während zur eigentlichen Musik und zur höhern Kochkunst mit tieferm Sinn ausgemittelte Instrumente und Intervalle gehören.

Wenn ich durch Kunst in jemandem das Gefühl der Heiterkeit erwecken oder befördern will, so spiele ich ihm ein Tonstück vor, das den Charakter der Heiterkeit trägt, oder ich lasse einen heitern Tanz vor ihm aufführen, oder ich führe ihn in eine Garten-

anlage, in der sich ein heitres Leben ausspricht, oder ich kann unmittelbar den innern Sinn des Menschen anzuregen suchen, durch ein heitres Gedicht, ein heitres Lied. Ich kann aber auch — so weit reicht unsre Kochkunst schon jetzt — den Menschen durch Einwirkung aufs Gemeingefühl heiter zu stimmen suchen, indem ich ihn eine Tasse guten Kaffee oder ein Glas Wein trinken lasse. In allen diesen Fällen ist es nicht der Stoff an sich, in dem es begründet liegt, daß ein heitres Gefühl im Menschen erweckt wird; es sind nicht Töne an sich, nicht Worte an sich, nicht Geberden an sich, die die Stimmung hervorbringen; — denn dieselben würden, in andrer Verbindung, die entgegengesetzte Wirkung zeigen —; es ist vielmehr die Art ihrer Verbindung, in welcher die Hervorbringung des Frohsinns begründet liegt, oder mit andern Worten, es ist die Form, in welche der Stoff gebracht ist, welche die eigenthümliche Wirkung zeigt.

Auch bei Kaffee und Wein ist es nicht der Stoff an sich, der die Wirkung auf unsern Körper und Geist äußert; denn Kaffee und Wein bestehen, wie alle Pflanzensubstanzen, aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und etwa ein wenig Stickstoff, die für sich entweder ganz indifferent sind, oder doch nur höchst allgemeine Wirkungen äußern; der Grund der Einwirkung auf unsern Organismus liegt in der innern

(chemischen) Form dieser verbundnen Stoffe begründet, in der Art ihrer Zusammenmischung.

Nun sind Kaffee und Wein, die ich hier beispielsweise angeführt habe, Substanzen, die nicht selbst erst durch künstliche Zusammensetzungen hervorgegangen sind, sondern aus den Händen der Natur entsprossen; und wenn sie daher Einwirkung auf uns äußern, so geschieht es, wie auch die großen Kunstwerke der Natur, um mich so auszudrücken, schöne Gegenden, Gewitter u. s. w. auf uns einwirken; sie sind nicht zu dem Zweck von Menschenhänden bearbeitet; aber es liegt schon in ihrer innern natürlichen Verbindung die Art ihrer künstlerischen Einwirkung begründet. Die Wirkungen, die sich durch solche Substanzen hervorbringen lassen, müssen aber weit größer und stärker werden, wenn des Menschen künstlerische Hand sie faßt und verständig ordnet.

Es giebt wohl kaum eine körperliche, ja selbst geistige Empfindung, die sich nicht durch Aufnahme irgend eines körperlichen Stoffs in uns erregen ließe. Gesetzt selbst, die Angaben, die Hahnemann in seiner Arzneimittellehre von der Einwirkung der Mittel auf unsern Körper macht, seyen übertrieben, so bleibt nichts desto weniger genug davon wahr, und auch durch frühere Erfahrungen hinlänglich bewiesen, um die Basis unsrer neuen Kunst zu sichern.

Dem Folgenden schicke ich einige erläuternde Beispiele voraus:

Wenn ich eine einzige Farbe habe, um etwas damit zu malen, so kann ich nur die allgemeinsten Umrisse davon angeben und sehr Vieles in der zu malenden Figur bleibt unbestimmt; so bei Schattenrissen, die blos mit Schwarz gemalt sind; so wie ich aber noch eine andre Farbe hinzunehmen darf, z. B. auf das Schwarz Weiß setzen, so vermag ich schon die ganze Figur auf das Bestimmteste auszuführen, und dieß um so mehr, jemehr Farben ich dazu nehmen darf; versteht sich, daß die Farben denn nicht willkürlich gemengt werden dürfen. — Gesetzt, ich will ein Dreieck verzeichnen, dessen Grundlinie und eine Seite mir gegeben sind, so beschreibe ich mit der einen Seite als Radius zuvörderst einen Halbkreis von einem Endpunkte der Grundlinie als Mittelpunkt und weiß nun gewiß, so ist der beschriebne Halbkreis der geometrische Ort der Spitze des verlangten Dreiecks, oder mit andern Worten, so muß die Spitze des verlangten Dreiecks auf dem beschriebnen Halbkreise liegen, noch aber kann sie in unendlich viel Punkten desselben liegen; die Lage der Spitze wird aber auf der Stelle ganz bestimmt, wenn ich nun mit noch einer dritten Linie als Radius einen Kreis über der Grundlinie von dem andern Endpunkte derselben aus beschreibe; denn wo sich beide Kreise schneiden,

da liegt die Spitze. — Das Merkmal des Goldes ist für sich sehr unbestimmt; das Merkmal der Kugel auch; das Gold kann unendlich viel Gestalten haben, eine Kugel aus unendlich viel Materien bestehen; vereinige beide Merkmale im Begriff der goldnen Kugel, und es ist kaum noch etwas an ihnen zu bestimmen, da sie sich wechselseitig bestimmen.

Ein Aehnliches läßt sich überall durchführen; mit einem Monochord wird man nicht viel ausrichten; Dichord, Trichord u. s. f. lassen eine immer vollständigere Ausführung, ein immer sichreres Hervorbringen musikalischer Kunstwerke mit bestimmtem Charakter zu; während Ein Ton für sich gar keinen oder jeden Charakter trägt, indem er in jeden eingehn kann. — Allgemein: je mehr Dinge, die für sich blos allgemeine Wirkungen äußern, mit einander zur Einheit verknüpft werden, um so bestimmter wird ihre Wirkung.

Wenn ich nun z. B. blos Kaffee trinke, so ist allerdings wahr, daß derselbe — notabene wenn er gut gemacht ist, und wenn ich keine Kaffeeschwester bin, die ihn tagtäglich trinkt — eine erheiternde leichtermachende Wirkung auf mich ausübt; diese Wirkung ist aber noch sehr allgemein, es bleibt vieles darin noch ganz unbestimmt; die Heiterkeit kann sich durch diesen oder jenen Ideengang, die Leichtigkeit in diesem oder jenem Organe mehr aussprechen,

so daß dieß gar nicht für eine künstlerische Wirkung zu achten; nehme ich nun aber zum Kaffee, oder bald nach dem Kaffee oder im Kaffee irgend einen Stoff, der in gehöriger Beziehung damit steht, zu mir, von an sich eben so allgemeinen, nur anders gearteten Wirkungen, als der Kaffee, so muß durch das Zusammentreffen dieser beiden allgemeinen Wirkungen, nun schon eine unendlich individualisirtere Wirkung hervorgebracht werden, z. B. nun wird sich die Heiterkeit schon bestimmter auf diese oder jene Weise aussprechen u. s. w.; bei mehrerer, natürlich vernünftig geleiteter, Combination von Mitteln, wird dann die Wirkung noch mehr individualisirt werden, und sich am Ende jede künstlerische Wirkung dadurch erreichen lassen; wie man durch Combinirung vieler Linien jedwede Figur konstruiren und zeichnen, durch Verbindung mehrerer Farben jedwedes in die Augen Fallende malen, durch Verbindung mehrerer Töne, Tonstücke von jedweder Wirkung aufs Gefühl componiren, durch Verknüpfung mehrerer Merkmale jedwedes Denkbare denken kann u. s. f.

Man gebe nun aber jemandem ein Instrument nur mit drei Saiten in die Hand, das schon recht angenehme Tonstücke zuläßt; jemandem, der von den Tonverhältnissen noch nichts weiß, ja nicht einmal etwas ahnet, und sage zu ihm: hier hast du ein Instrument, was eine herrliche Musik giebt; er wird darauf spie-

len wollen, ins Zeug hineingreifen, die erbärmlichsten Disharmonieen hervorbringen, und den auslachen, der ihm von einer, dem Instrumente zu entlockenden, Harmonie vorspricht. — Man gebe jemandem einen Pinsel und Farben in die Hand, jemandem, der von Farbenmischung und richtiger Zeichnung nichts weiß, und sage: dieser Pinsel und diese Farben sind Mittel, wodurch du die Farbenpracht der Natur nicht nur nachahmen, sondern in vielen Fällen noch übertreffen kannst; er wird anfangen, das Papier zu besudeln, und sich wundern, wie du Thor genug seyn kannst, in Pinsel und Farben Stoff zu einer herrlichen Kunst zu träumen. — Gieb jemandem eine Stange Schwefel, eine Flasche Sauerstoff, ein paar Stück gebrannten Kalk, und sage zu ihm: hieraus läßt sich Gyps machen. Der Mensch, der noch nichts von Chemie versteht, wird den Schwefel und Kalk zerstampfen, in jedem Verhältnisse, das der Zufall giebt, dann beides in die Flasche voll Sauerstoff schütten, von dem er noch dazu, das Analogon ist nicht schwer zu finden, den besten Theil dabei entweichen läßt, und wird sich hernach wundern, daß er doch nichts weiter als ein Gemenge von Schwefel, Kalk und Sauerstoff, aber keinen Gyps erhält; dessenungeachtet lassen sich jene Substanzen zu Gyps verbinden, wenn man sie in den rechten gegenseitigen Verhältnissen und unter den rechten Umständen zusammen mischt.

Auf einer solchen Stufe, wie der, dem das Trichord, die Farben und Pinsel oder die chemischen Stoffe in die Hand gegeben wurden, stehen wir noch mit unsrer Kenntniß der Wirkung der Mittel auf unsern Körper. Was jedes Mittel einzeln wirkt, das sehen wir allenfalls; wie wir hören, wie jeder Ton einzeln klingt; aber eine harmonische Wirkung der Mittel durch Zusammenmischung in ihren richtigen Verhältnissen und Gabe derselben in richtiger Succession, diese wissen wir noch nicht hervorzubringen; und wer Farben unter einander reibt, um Papier zu marmoriren, oder auf einem Klavier kreuz und quer in die Tasten greift, leistet fast eben so Vernünftiges, als ein Apotheker, der nach einem Recepte laborirt; es kommt aber auch bei keinem zu viel heraus. — Daß also bis jetzt in unsrer Kunst nichts geleistet wurde, darf uns bei der Art, wie sie bisher behandelt worden ist, nicht glauben machen, daß sich überhaupt nichts darin leisten lasse; es liegen wenigstens Andeutungen vor, daß einmal etwas aus ihr werden könne.

Wir kennen schon von vielen Mitteln Einwirkungen, die theils unsern Körper, theils unsern Geist, vermöge der Mischung ihrer Bestandtheile, auf eine höchst angenehme Weise afficiren, z. B. Opium, Kaffee, Wein, die berauschende Luft eingeathmet; oder die ihn höchst unangenehm afficiren, und statt des Wohlbefindens und erhöhten Lebensgefühls Uebelbefin-

den, Schmerz in einzelnen Theilen, Trübsinn u. s. w. hervorbringen. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mittel liegt uns nun hier der reichhaltigste Stoff vor, um mich des Vergleichs mit einer andern Kunst zu bedienen, die mannigfaltigsten Uebergänge aus einem harmonischen Gefühl in ein andres hervorzubringen, Disharmonien (Schmerzgefühle) mit Fleiß zu erregen, um sie in consonirende aufzulösen (durch gehörige Antidota), bald diesen, bald jenen Theil des Menschen, oder vielmehr den ganzen Menschen bald von dieser, bald von jener Seite anzuregen, wie die Musik, die einen beschränktern Wirkungskreis hat, blos unser Gemüth bald von dieser, bald von jener Seite anregt. Was für Mittel und in welcher Verbindung sie anzuwenden seyen zu besondren Zwecken, darüber läßt sich kaum schon etwas sagen; doch wird man vorzugsweise Narcotica anzuwenden haben, um recht unmittelbar auf das Psychische zu wirken. Die Wirkungen des Opiums in dieser Hinsicht sind bekannt. „Abergläubische Menschen sollen von dem Samen des Stechapfels Stuhlzäpfchen machen, oder sich mit dem Oel derselben die Stirn bestreichen, und sich dadurch in einen eingebildeten Zustand versetzen, als wenn sie mit Geistern und Teufeln in Verbindung ständen. Eben diese Wirkungen bringen Kraut und Wurzeln hervor. — Die Brachmanen in Malabarien, sagt Kämpfer, besitzen eine Latwerge, die aus

den Samen des Stechapfels, aus Mohnsaft und dem Blütenstaub des Hanfs bereitet wird; durch dieselbe bringen sie die seltsamsten Verstandesverwirrungen bei den Personen hervor, die sie zu ihren religiösen Ceremonien und zum Blendwerk für das Volk gebrauchen. Selbst Kämpfer und seine Freunde nahmen einen Bissen derselben, wurden danach außerordentlich lustig, lachten heftig, und als sie gegen Nacht auf ihren Pferden heimzogen, glaubten sie, mit einem Regenbogen umgeben, durch die Wolken zu reiten." (Reils Fieberlehre.)

„Wenn mit dem Blatte von Datura ferox, die in den wärmern Theilen von China und Ostindien wild wächst, nur der Rand eines Glases bestrichen wird, so soll, wenn beim Trinken aus selbigem die damit bestrichene Stelle mit den Lippen berührt wird, dieses auf eine kurze Zeit Raserei erregen" (Orfila); es versteht sich von selbst, daß solche starke Wirkungen sich nach Belieben schwächen lassen.

Bekannt ist auch, daß die Salbe aus der Alraunwurzel (Atropa mandragora) früher angewendet worden ist, allerhand Vorstellungen von Umgang mit Geistern und Teufeln zu erregen.

Unter diese Kategorie gehören ferner Cicuta, Belladonna, Hyosciamus, selbst der Tabak innerlich, alle Arten der Datura und unzählige andre, die alle zugleich auf dasselbe Gebiet im Menschen ausgezeichnet

einwirken, oder doch ein großes Gebiet gemeinschaftlich decken, wenn auch von jedem noch darüber hinaus besondre Einwirkungen Statt haben; in deren Wirkungen dessenungeachtet aber eine specifische Verschiedenheit nachzuweisen ist. Wenn nun bei Anwendung jedes einzelnen dieser Mittel noch sehr allgemeine und unbestimmte Einwirkungen auf die Seele Statt haben, so ließe sich wohl gedenken, daß bei combinirter Anwendung derselben in den richtigen Formen und Verhältnissen und bei richtiger Zubereitung ganz determinirte und fest bestimmte Gemüthsbewegungen sich hervorbringen ließen; und eine solche auf Hervorbringung eines gewissen Seelenzustandes abzweckende Zusammensetzung wäre doch wohl eben so gut ein Kunstwerk zu nennen, als ein Tonstück, in dem die Wirkung auch nur durch Zusammensetzung von, an sich wirkungslosen, Tönen hervorgebracht wird: man wird selbst das Analogon von Harmonie und Melodie haben; nämlich die gleichzeitig in einer Mischung gegebnen Mittel werden die Harmonie in der Kochkunst bedingen; indem hier, wie in der Musik, durch das Zusammenwirken mehrerer zusammenstimmenden Mittel die Einheit eines Gefühls hervorgebracht würde, während die Succession, in der die Mittel gegeben werden, den Fluß der Gefühle, was in der Musik der Melodie anheim fällt, bedingen würden. Freilich, um die Melodie richtig herauszubrin-

gen, müßte man auch schon erforscht haben, binnen welcher Zeit jedes Mittel die ihm eigenthümliche Wirkung äußerte.

Wenn man sich nun eine grobe Vorstellungsart machen will, wie jemand ein Kochkunstwerk zu genießen habe, so stelle man sich einen möglichst gesunden Menschen vor (denn wo schon Disharmonie im Körper ist, müssen die Mittel anders wirken), lasse diesen einen Tag hungern — nothwendiges Bedingniß, theils die Empfänglichkeit für die Mittel zu steigern, theils das Vermischen mit den Wirkungen der Nahrungsmittel zu hindern — und gebe ihm nun einen Speisezettel in die Hand, das Analogon eines Notenblatts, auf dem irgend ein berühmter Kochkünstler aus dem dritten oder vierten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung ein Kochstück componirt hat; wo zuvörderst, wie in einem Trauerspiele vorn die Anzahl und die Chargen der handelnden Personen, oder bei einem Musikstücke Schlüssel, Ton- und Taktart angegeben sind, so die Gläschen und Büchschen mit erforderlichem Inhalt bezeichnet sind, die der Genuß des Kunstwerks erfordert, und womit sich der Genießende zu umringen hat; auch Tageszeit, Temperatur und übrige Außenumstände als Nebensachen sind zu berücksichtigen, inwiefern sie den Eindruck des Kunstwerks befördern können, oder ihm entgegen stehen. So wie ferner über einem Tonstück häufig

angedeutet ist, welche Wirkung es bezweckt, oder ob es für eine gewisse Gelegenheit componirt sey, wie man Trauer- und Siegesmärsche hat, fröhliche Lieder und Kriegslieder u. s. w., so könnte über dem Kochnotenblatt stehen: zu nehmen, wenn man traurig ist; Schilderung der Gefühle eines Helden in der Schlacht, Stück fürs Bein oder für die Brust u. s. w. — Der Genießende würde nun ein Gläschen nach dem andern zur Hand nehmen, in dem vorgeschriebenen Rhythmus, der nach der Wirkungsart jedes einzelnen Mittels vom Tonsetzer der Speisen schon berechnet seyn muß, um das gehörige Hinüberhallen einer Wirkung in die andre oder die Nüancenverschmelzungen derselben zu bewirken; bald aus einem Gläschen 7, aus einem andern 3 Tropfen über die Zunge hingbgleiten lassen, dann ein Löffelchen Pulver hinunterschlucken, ein Stück einer lebendigen Pflanze kauen, an einem Fläschchen riechen u. s. f. bis er sich durch das ganze Stück durchgegessen hätte; und zuletzt würde mit einem Mittel geschlossen, das die Wirkung aller andern Mittel zu einer, dem Gefühl und der Gesundheit angemeßnen, Consonanz auflöste. Da gewöhnlich die Wirkung der Mittel erst nach einiger Zeit eintritt, so würde er dann bis dahin sich allen störenden Einflüssen entziehen, und wenn die Mittel in einander und mit dem Organismus zu spielen anfiengen, sich ruhig hinsetzen, und dem Eindruck überlassen müssen.

Der Organismus wird so selbst zum musikalischen Instrument, das zugleich seine eigne Musik fühlt, die Mittel sind blos die Finger, mit denen dieß Instrument gespielt wird. Der Organismus besteht aber eigentlich aus einem ganzen Orchester der mannigfaltigsten mit den feinsten Saiten bezognen Instrumente; und jedes will auf besondre Weise gespielt seyn, wenn alle zusammenstimmen sollen. Unsre jetzige medicinische Kochkunst aber will auf der Flöte geigen, und ist gerade das Blasen Mode, die Geigen blasen.

Hier ist zuvörderst ein Einwurf zu berücksichtigen, der sich zunächst gegen die Ausführbarkeit einer solchen innern harmonischen Wirkung aufdrängt.

Da jeder Mensch eine andre Constitution hat, so sollte man vermuthen, daß auch auf jeden die Mittel in einer andern Art wirken müssen, und daß also etwas Allgemeines sich hierüber gar nicht festsetzen lasse; das ist nun zwar gar nicht zu läugnen; da aber die Wirkung unsrer Kunstwerke nicht von jedem einzelnen Mittel insbesondere abhängen soll, sondern von einer harmonischen Vereinigung mehrerer derselben zu einem Ganzen, so wird eine harmonische Wirkung mit bestimmtem Charakter bei jeder Constitution sich äußern, wenn sie gleich im Allgemeinen jede auf eine besondre Art anspricht; wie ja auch ein Tonstück eine Gemüthsstimmung und einen Character anders anspricht, als den andern, ohne daß doch die

harmonische Wirkung derselben bei irgend einem verloren gienge.

Man kann nun freilich auch fragen: wenn nun schon Jahrtausende in den Apotheken — denn zu diesen steht allerdings unsre Kostkunst in näherm Bezug, als zu den Küchen — laborirt worden ist, und man es doch zu nichts gebracht hat, was nur eine Ahnung von der Möglichkeit unsrer Kunst als höherer Kunst geben könnte, steht es denn wohl überhaupt zu erwarten, daß sich Wege finden lassen werden, sie zu vervollkommnen? — Ein solcher Einwand ist ungegründet. Man vergleiche die Entdeckungen, die Jahrtausende hindurch in der Physik und Chemie gemacht worden sind, mit denen, die nur in den letzten 50 Jahren an's Licht traten, welch' unermeßner Unterschied? Das Samenkorn einer Wissenschaft kann unendlich lange im Staube geschlummert haben, auf einmal trifft ein warmer Lichtstrahl darauf, und es treibt glänzende Blüten hervor. Einen schönen Vergleich in diesem Bezug erinnre ich mich in einer Schrift Kiesers gelesen zu haben. Man betrachte einen Grashalm; die untersten Knoten sind weit von einander entfernt, die Pflanze hat lange zu wachsen gehabt, ehe sie es in der Entwicklung vom niedersten Knoten zum nächst höhern gebracht hat; je näher aber nach der Blüte zu, um so kürzer werden die Internodien; so sind auch im Gange der Wissen=

schaft die Epochen, die durch merkwürdige Entdeckungen sich auszeichnen, im Anfange sehr lang, oft ermüdend lang, und succediren sich immer rascher, je näher die Wissenschaft ihrem Blütenstand entgegen treibt. Man muß daher nicht glauben, wenn eine Wissenschaft oder Kunst in einem Jahrtausend nur um einen Schritt fortgerückt ist, sie werde im nächsten wieder nur um einen fortrücken; nein vielleicht rückt sie in diesem um drei, im nächsten um fünf fort u. s. w., wenigstens wenigstens möchte ich theoretisch auf ein solches Fortschreiten im Allgemeinen schließen, wovon ich die Gründe, weil sich's eben giebt, hier einschalten will.

Wenn ein Körper von der Ruhe abfällt, so durchläuft er in der ersten Secunde, bei freiem ungehindertem Fall, einen Raum von ungefähr 15 par. Fuß; man thäte unrecht, wenn man schließen wollte, er würde in der zweiten Secunde auch wieder blos 15 Fuß durchlaufen; nein, er durchläuft 3mal so viel, nämlich 45 Fuß, in der dritten Stunde 5mal so viel, nämlich 75 Fuß u. s. f., so daß er also im Ganzen nach Verlauf der ersten Secunde 1 mal 15 Fuß, nach Verlauf der zweiten diese 1 mal 15 Fuß und noch die 3 mal dazu, also im Ganzen 4 mal 15 Fuß durchlaufen hat, nach Verlauf der 3ten Secunde im Ganzen 9 mal, nach Verlauf der 4ten im Ganzen 16 mal 15 Fuß u. s. f., daß mithin die

durchlaufenen Fallräume nach den Quadraten der Fallzeit fortschreiten. Nun kommen bei dem Fallen zwei Kräfte in Betracht, die Schwerkraft, die, wenn sie allein auf den Körper wirkte, ihn in gleichen Zeiten um gleich viel der Erde nähern würde, und das Beharrungsvermögen, vermöge dessen der fallende Körper mit der Geschwindigkeit, die er in jedem Augenblick erlangt hat, im nächsten sich gleichförmig fortbewegen würde, wenn nicht die Schwerkraft von Neuem auf ihn einwirkte. Durch das Zusammentreffen dieser beiden Kräfte wird die Beschleunigung der Fallbewegung hervorgebracht. Nun kommt bei dem Fortschreiten der Kultur das Zusammentreffen zweier, hinsichtlich der Beschleunigung ganz gleichwirkender, Kräfte in Betracht; daher auch ein gleiches Resultat erfolgen muß: nämlich, gleichmäßig, wie der Zug nach dem Centrum der Erde wirkt das allgemeine Streben der Menschheit nach höherer Ausbildung hin, und die Wirkung des Beharrungsvermögens spricht sich darin aus, daß jeder Fortschritt, den wir durch dieses Streben nach dem Centrum der Wissenschaft gemacht haben, durch seine Folgen den nächsten Fortschritt befördern hilft, daß also jeder vermöge seiner Folgen durch alle folgenden Fortschritte hindurch sich wirksam erzeugt, gerade wie das Beharrungsvermögen beim Fall bewirkt, daß die in einer Zeit erlangte Geschwindigkeit gleichsam die Prämisse wird für

die Geschwindigkeiten in allen folgenden Fallräumen. — Genau genommen muß indeß dieß Gesetz für größere Perioden noch eine Modification erleiden; nämlich die Schwerkraft nimmt im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen zu; je näher ein Körper dem Erdmittelpunkt kommt, um so stärker wird er von ihm angezogen; so auch nimmt das Streben, den Zielpunkt der Wissenschaft zu erreichen, mit größerer Annäherung an denselben zu, und nur für kleine Zeiträume, wie für kleine Fallräume kann man diese Veränderlichkeit der Schwerkraft wie des Culturbestrebens vernachlässigen; sonst gilt die Formel, die für die Beschleunigung der einen gilt, auch für die der andern. So wie nun aber die, für die fallenden Körper berechnete, Geschwindigkeit in ihrer Strenge nur in der Theorie existirt, da Luftwiderstand, Wind, Rotation der Erde und andre Einflüsse in der Wirklichkeit die Bewegung modificiren, so wäre es auch thöricht zu verlangen, daß sich ein so regelmäßiges Fortschreiten der Cultur nach Quadratschritten in der Wirklichkeit nachweisen lasse; indeß insofern die Berechnung der Fallzeit doch als Basis von der größten Wichtigkeit ist, so glaube ich auch, daß ähnliche Berechnungen, wie vorhin angedeutet worden, als Basis zu weitern Correctionen gerade nicht ganz außer Acht zu lassen sind, sieht man auch gleich vor der Hand noch keinen practischen Nutzen von ihnen, den sie

ohnehin erst erlangen könnten, wenn eine solche mathematische Behandlung auf alle Zweige des menschlichen Wissens und Lebens ausgedehnt würde; dann erst würde es möglich seyn, die gehörigen Correctionen anzubringen, wie man auch die Correctionen in Bezug auf die Fallräume nicht eher anbringen kann, bis man den Luftwiderstand eben so mathematisch für sich berechnet hat, als die Fallgesetze selbst. Vereinzelt hilft so etwas allerdings zu nichts.

Ich kam auf diese Abschweifung blos unterwegs; da ich im Grunde weiter nichts hatte ausdrücken wollen, als daß man an der Ausführbarkeit unsrer Kochkunst noch nicht zu verzweifeln brauche, darum, weil bisher so wenig dafür geschehen.

Es läßt sich aber in der That auch schon absehen, auf welche Weise eine Realisirung derselben einmal möglich gemacht werden könne. Auf Erfahrungswege allein wohl nicht, wenn gleich die Erfahrung hinzutreten muß, und gehörig angestellt sehr viel wird leisten können. Gewiß ist hierbei Hahnemanns Verfahren im höchsten Grade beherzigenswerth, die Wirkung der Mittel auf den gesunden Organismus so ungetrübt als möglich zu studiren, und dabei die specifisch verschiednen Einwirkungen auf verschiedne Organe nicht unter allgemeine Kategorieen bringen zu wollen, zu deren richtigen Festsetzung das Zeitalter noch nicht reif scheint; wenigstens würde die Schwierigkeit, nach

meiner Ansicht, nicht viel geringer ausfallen können, als bei Klassification eines ganzen Naturreiches. Wahrscheinlich wird man einmal, in den stöchiometrischen Verhältnissen der Stoffe, wenn sie erst genauer erörtert, und ihre mannigfaltigen Beziehungen z. B. zur Krystallgestalt der daraus resultirenden Körper erforscht seyn werden, die Basis für eine Theorie unsrer Kochkunst und der, ihr dann unterzuordnenden, Therapeutik, finden, ein Gedanke, den in Bezug auf leztre auch schon Kieser aufgestellt. Hat man es erst bis zur richtigen Kenntniß der einzelnen Grundstoffe gebracht, und diese Grundstoffe auf die richtigen Zahlen, so wird man dann ein ganzes Laboratorium voll Töpfe und Tiegel durch eine einzige Rechentafel ersetzen können; und das Gesetz der Einwirkung, inwiefern es den Verhältnissen entspricht, muß dann doch auch aufzufinden seyn. Man würde suchen müssen, unsern eignen Körper auch stöchiometrisch zu zergliedern, und hätte man hier die richtigen Zusammensetzungen erkannt, so würde alsdann die Theorie die Beziehungen der Mittel zu unserm Organismus leicht geben, sobald einmal ihr Hauptprinzip gefunden wäre. Uebrigens müßte eine solche Stöchiometrie der organischen Körper eine andre seyn, als für die unorganischen; man würde zunächst den Körper in seine organischen Elemente zerlegen müssen, wozu freilich noch keine Reagentien bis jezt aufgefunden sind, als

das grobe anatomische Messer; diese wären abermals in die einfachern organischen Elemente zu zerlegen u. s. f. und nur die einfachsten organischen Elemente würden dann unmittelbar in Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff u. s. w. getrennt werden dürfen. Es müßte zuvörderst ausgemittelt werden, wie viel Proportionaltheile vom Gefäßsystem, vom Nervensystem, vom Zellsystem in ein Organ eingehn; jedes dieser wäre abermals zu zerlegen u. s. f. Hierzu fehlen aber noch alle physiologischen Vordersätze; obgleich die Sache an sich gewiß so ausführbar ist, als irgend etwas.

Ueber Schematismus oder Symbolik.

Es ist ein eitles Unternehmen, vom Nichtsinnlichen anders, als durch sinnliche Bilder — Schemate, Symbole, zu sprechen. Alle Verhältnisse zwischen unsern Geisteskräften, alle Wirkungen und Verhältnisse von Kräften überhaupt lassen sich nur insofern ausdrücken, als wir ihnen eine sinnliche Hülle geben; ja, nicht blos nicht anders ausdrücken, sondern nicht einmal anders denken. Spreche ich von einem Begriff, einer Vernunftidee, die ich gehabt habe, wie will ich das Verhältniß derselben zu meinem Geiste reiner ausdrücken, als daß ich sage: der Begriff, die Idee war **in** meinem Geiste, und liegt nicht in diesem **in** die förmliche Vorstellung eines räumlichen Enthaltens; die Seele schwebt dabei als ein, allerdings wohl unbestimmtes, räumliches Schema vor, in das hinein man die Idee steckt. Eben so sagt man von den Gegenständen, die die Objecte des Denkens ausmachen, sie sind **außer** meinem Geiste; da der Geist aber an sich nichts Räumliches ist, so paßt im Grunde der Ausdruck **außer**, mit dem man, man fange es an, wie man will, doch zuletzt nur eine räumliche Vorstellung verbindet, gar nicht insofern auf den Geist;

und doch, wie will man das Verhältniß der Denkobjecte zu unserm Geiste anders ausdrücken? Die ganze Logik ist bei Betrachtung des Inhalts und Umfangs der Begriffe voll solcher Schemate, die sich entweder dem Studirenden von selbst mit den Worten aufdrängen, oder auch selbst bildlich durch Kreise dargestellt werden; und es ist wohl keine Frage, daß jeder, der das von Inhalt und Umfang der Begriffe in der Logik Vorgetragene verstehen will, es nicht anders kann, als durch solche Schematisirung, würde sie auch nur in Gedanken vorgenommen. Wenn ich bei Betrachtung der Geistesvermögen die Sinnlichkeit als den Stoff zu Vorstellungen aufnehmend, den Verstand ihn durchgehend, sondernd, vereinigend u. s. w. denke, was habe ich für alle diese nichtsinnlichen Akte anders als vom Sinnlichen entlehnte Bilder; die keineswegs blos dem Worte ankleben, sondern nothwendig mit gedacht werden, wenn die respectiven Verhältnisse und Thätigkeiten jener Geisteskräfte überhaupt gedacht werden sollen, und will man andre Ausdrücke suchen, so werden es immer solche seyn, die jene Bemerkung eben sowohl trifft. Es ist in der That nicht möglich, sich die Verhältnisse von etwas Nichtsinnlichem anders klar zu machen, als durch solche Symbole, und alle Verhältnisse, die uns vom Nichtsinnlichen bis jetzt klar geworden sind, sind es nur durch die Darstellung im Symbole.

Man gehe doch ein ganzes philosophisches System, was sich anmaßt, das Nichtsinnliche direkt darzustellen, Stück für Stück durch, und sehe, ob es nicht im Grunde überall nur Schemate sind, die es uns dafür giebt. Innres und Aeußres, Materie und Form, Subjectives und Objectives, Inhalt und Umfang, Klarheit und Dunkelheit, sind lauter solche Bezeichnungen für abstrakte, nichtsinnliche Gegenstände, die eben, weil das Symbol schon im Worte ausgedrückt liegt, auch schon unmittelbar ein Verständniß zulassen; während andre: Verstand, Vernunft, Ursach, Wirkung, Schönheit, Tugend u. s. w., die dem Ausdruck nach nicht schematisch oder symbolisch erscheinen, blos insofern in unser Bewußtseyn treten, als wir sie an Schematen versinnlicht denken, als wir ein sinnliches Ursächliche oder Wirkende, Schöne, Tugendhafte denken, oder insofern wir Erklärungen von seinen Beziehungen geben, die doch nur auf Schemate hinauslaufen. Die gewöhnliche Philosophie verfährt nun hier sehr sonderbar; sie hat eine gewisse Masse von Schematen oder Symbolen schon autorisirt vorgefunden und einige selbst autorisirt; und mit diesen construirt sie nun ihr ganzes System, mißt und steckt alle Greuzen ab, erörtert alle Verhältnisse, die ihr auf ihrem Wege vorliegen; kurz, sie sucht damit so weit zu kommen als möglich — und bei ihrer selbstverschuldeten Armuth

ist das nicht weit — und meint dann, wenn sie genügsam genug gewesen ist, bei den anerkannten Symbolen stehn zu bleiben, und keine andern, fiele auch ihre Zweckmäßigkeit in die Augen, in Betracht zu ziehen, als die alltäglichen, sie habe mit ächt wissenschaftlichem Gange sich aller Analogieen vom Sinnlichen aufs Nichtsinnliche enthalten — und doch kann sie alle ihre Begriffe von nichtsinnlichen Verhältnissen nur durch Analogieen mit dem Sinnlichen — denn Symbol oder Schema ist nichts als ein Analogon des Nichtsinnlichen im Sinnlichen — klar, ja nur durch Analogieen eine Vorstellung davon möglich machen.

Es ist nun im Grunde nur eine willkürliche Anmaßung der Philosophie, daß sie behauptet, es dürfen gar keine andern analogischen Bezeichnungsarten oder Schemate zur Erklärung und Bezeichnung nichtsinnlicher Begriffe in Anwendung gezogen werden, als die sie für gut befunden hat, einzuführen. Das Schema des Innern und Aeußern läßt sie zu, sie kann ohne dasselbe nicht einmal etwas ausrichten; aber wenn jemand das Schema von Centrum und Peripherie bringt, um dadurch irgend ein Verhältniß auszudrücken, so sieht sie ihn schief von der Seite an, und spricht: das ist auch so einer. Und doch, wenn es einmal erlaubt, ja nicht anders möglich ist, als ein gewisses einfaches Verhältniß zweier Nichtsinn-

lichen (wie zweier Begriffe, von denen der eine in, der andre außer der Sphäre des andern enthalten ist) durch das räumliche Schema des Innern und Aeußern auszudrücken, warum soll es nicht verstattet seyn, ein näher bestimmtes Verhältniß zweier Nichtsinnlichen durch das Verhältniß von Centrum und Peripherie auszudrücken, was an sich nicht mehr räumlich ist, als Innres und Aeußres schlechtweg, blos eine nähere Bestimmung desselben, und eben darum für nähere Bestimmungen brauchbar: denn so wie es im Raume complexe Figuren giebt, so giebt's auch im Nichtsinnlichen, z. B. im Geiste, sehr verwickelte Verhältnisse. Ich würde ein solches Verhältniß zweier Nichtsinnlichen, das eine nähere Bestimmung als die vom Innern und Aeußern in sich faßte, doch nur durch eine Menge Umschreibungen ausdrücken können, die am Ende dem Geiste wieder nichts anders, als eine Menge Symbole hinreichten, und so das Verhältniß zerstückelt und in Schematen, die außer Beziehung auf einander wären, darstellten, mithin dem Geist keinen klaren Ueberblick des Verhältnisses gewähren könnten; warum will ich denn nicht gleich ein näher determinirtes Schema aufsuchen, was das näher bestimmte Verhältniß auf einmal ausdrückt, da ich das Verhältniß doch einmal nicht anders, als durch Schemate dem Geiste klar vor Augen stellen kann. Man lese die Psychologieen durch, die wir

haben, in denen es unumgänglich nöthig wird, die Beziehungen der einzelnen Geisteskräfte auf einander darzustellen, da ja das Wesen jeder Geisteskraft nur aus ihrer Beziehung zu den übrigen hervorgeht, ob man je diese Beziehungen anders klar dargestellt hat, als durch räumliche Symbole. Man stellt die Geisteskräfte in, neben, über, unter, gegen einander, läßt die eine geben, die andre empfangen, die eine abbilden, die andre aufbewahren, die dritte verknüpfen und wer weiß, was noch Alles. Diese Schemate sind aber so ganz außer Bezug auf einander selbst hingeworfen, daß es freilich schwer begreiflich wird, wie dadurch ein einstimmendes Bild von den Beziehungen der Seelenkräfte selbst hervorgehn soll. Denn bald entlehnt man Bilder aus jener Sphäre, bald aus dieser; Bilder, die gar nicht zusammen passen; und das nennt man dann eine wissenschaftliche Darstellung. Warum wählt man nicht Symbole, die den ganzen Zusammenhang auf einmal übersehen lassen, und stellt die Einheit der nichtsinnlichen Sache durch eine entsprechende Einheit des Symbols dar?

Wenn ich sage — und ich sage es nur, ein Beispiel möglicher Anwendung des Gesagten zu geben; wiefern die Darstellungsart an sich richtig ist, lasse ich dahin gestellt seyn; denn es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, mit den Symbolen nach Willkür umspringen zu können. —

Die Seele ist ein Kreis, dessen Radien (Seelenthätigkeiten) von einem Mittelpunkte (der Vernunft) nach der Peripherie (der Sinnlichkeit als Gränze der Seele), mit der der Kreis in einen größern Kreis (die äußre Sinnenwelt) gesetzt ist, hinlaufen, ja über die Peripherie in den größern Kreis hinauswirken, während umgekehrt der größere Kreis (die Außenwelt) gegen die Peripherie sich concentrirt, und selbst Radien seiner Wirksamkeit durch die Peripherie zum Mittelpunkt sendet *).

So habe ich dadurch, — und ich kann es durch weitere Erörterungen entwickeln — die allgemeinsten Verhältnisse der Seele auf eine klare Weise dargestellt; ich sage, die allgemeinsten Verhältnisse; denn eine speciellere Ausführung würde auch ein specielleres

*) Wenn nämlich der Kreis sich gegen die Außenwelt extendirt, dadurch, daß er nach allen Seiten Radien ausschickt; diese sich aber umgekehrt gegen ihn concentrirt, so muß die Peripherie des Kreises der Scheidepunkt beider seyn; allein das Andrängen der Außenwelt wird durch die Peripherie im ganzen Kreise gefühlt, und umgekehrt das Andrängen des Kreises gegen den größern Kreis, die Außenwelt, pflanzt sich virtualiter über die Peripherie durch diesen fort; wie wenn zwei Menschen einander nach entgegengesetzten Richtungen drängen, so fühlt jeder des andern Druck, ohne daß doch von einem Menschen realiter etwas in den andern übergeht. Diese Bemerkung nur darum, damit es nicht scheine, als wenn das Hinauswirken über die Peripherie, und in die Peripherie hinein willkürlich gesetzt wäre.

Symbol erfordern. Die absolute Einheit der stoff-losen Vernunft im Gegensatz gegen die, an die Sinnenwelt gränzende, ja mit ihr in der Berührung zusammenfallende Sinnlichkeit (denn die Sinnenwelt ist nur insofern für uns, als sie von der Sinnlichkeit aufgefaßt wird), welche das Mannigfaltige der Außenwelt ideallter in sich aufnimmt (die von allen Richtungen herkommenden Radien des größern Kreises, die ihre Wirkung durch die Peripherie zum Centrum des Seelenkreises fortpflanzen), so daß gar keine Wirkung von der Außenwelt in die Seele eintreten kann, als durch die sinnliche Wahrnehmung, die in dem Eindruck der, sich radial gegen die Peripherie concentrirenden, Außenwelt besteht. Die beiden entgegengesetzten Richtungen der Geistesthätigkeit werden durch die doppelte Richtung der Radien versinnlicht; die Radien der Außenwelt laufen ideal in den Kreis hinein (pflanzen ihren Stoß in der Richtung, in der sie gegen die Peripherie anlaufen, durch diese zum Centrum fort) — Erkenntnißthätigkeiten — anderntheils gehen die Radien vom Centrum nach der Peripherie hin, und wirken über diese hinaus — Willensthätigkeiten —; daher kann die Vernunft, der Mittelpunkt, auch von einer doppelten Seite betrachtet werden, einmal, indem sie die idealen Radien der Außenwelt aufnimmt — wo sie dann mit dem reinen Bewußtseyn zusammen fällt; — andrerseits, als Ra-

dien aussendende, schließende und den Willen vermittelnde. — Fragt man, was der größere Kreis sey, in den der Seelenkreis zunächst eingeschlossen ist, nun so ist es zweifellos der Körper; auf das Körperliche wirkt die Seele zunächst, und durch körperliche Organe erhält sie auch nur zunächst den Stoff ihrer Vorstellungen; der Körperkreis ist dann aber wieder in einen größern Kreis, eine größere Außenwelt gesetzt, und so ergeben sich für die einfachste Symbolentwicklung lauter concentrische Kreise, von denen einer immer den andern in sich enthält. — Dieses Symbol ließe sich an sich noch weiter ausführen; allein um dann die besondern Geisteskräfte ins Einzelne zu verfolgen, müßte man eine höhere Entwicklung des Symbols zu Hülfe nehmen, und ich werde in einem andern Aufsatz zeigen, nach welchem Gesetze diese Entwicklung vor sich gehen müßte. Man würde so wahrscheinlich auf Linien höherer Ordnungen geführt werden, über die die Mathematik leider noch zu wenig Herr ist, und da sich der Körperkreis immer parallel mit dem Seelenkreise entwickeln müßte, so bin ich überzeugt, daß das entwickeltste Symbol der menschlichen Seele zuletzt mit der Gestalt und den Verhältnissen des menschlichen Körpers zusammen fallen würde, so daß die Seele nur als geistiger Abglanz des Körpers erschiene. Daß sich der Körper wirklich nach einem gleichen Symbole entwickeln läßt,

werde ich weiterhin zeigen; ja jedes Organische läßt sich nach diesem Symbole entwickeln.

Ich lasse es indessen vollkommen hier dahingestellt seyn, ob und wiefern das gewählte Symbol ein richtiges sey; es kann vielleicht auch hier und da schon deßhalb nicht richtig ausgelegt scheinen, weil Eintheilungen der Seelenkräfte, die wir gemacht haben, sich vielleicht im Symbol nicht nachweisen lassen, weil sie re nicht existiren; da vielmehr nach meiner Ansicht umgekehrt die Eintheilungen aus dem Symbol a priori zu entwickeln wären. Allein mag dieß Symbol falsch seyn; so wollte ich nur die Möglichkeit zeigen, an Einem Bilde das klar zu machen, was durch Zusammensuchen vieler Bilder immer verworren erscheinen muß.

Die Darstellungsart, die ich hier vertheidige, ist die Darstellungsart der Naturphilosophie, und liegt in ihrem Geiste begründet; daß sie gemißbraucht wird, sollte nicht der Wissenschaft zugerechnet werden, sondern denen, die ohne hinreichende Kenntniß des Symbols und zu Symbolisirenden davon handeln, und weil sie mit dem Lichte nicht umzugehn wissen, Schaden damit anrichten. Wenn die gewöhnliche Philosophie die Seele, oder was es sonst sey, construiren — doch nein, das vermißt sie sich nicht — beschreiben will, so nimmt sie ein Stück Pflanze, ein Stück Mensch, ein Stück Linie, ein Stück von dem und

jenem zusammen, und will daraus ein Bild zusammen sticken; der Naturphilosoph aber nimmt blos eine Pflanze, blos einen Menschen, blos den Kreis, und demonstrirt daran die Seele, oder was er sonst demonstriren will. Jener zerschlägt erst eine Menge ganzer Symbole, um aus den heterogenen Stücken wieder ein Ganzes zu bilden; dieser nimmt, was er findet, ganz, und zeigt auch sein Object ganz darin auf. Jener möchte gern einmal einen Baum haben, er geht in den Wald und sieht die Bäume vor dem Walde nicht; er hackt hinein; zimmert Balken, schnitzelt Aeste und Blätter und sieht nun, wie weit er's mit der todten Zusammensetzung bringt; dieser kommt hinzu, lacht ihn aus, und sagt: was zerhackst du denn die Bäume, um einen Baum erst wieder daraus zu bauen, behalt doch einen ganzen gleich ganz; jener aber sieht ihn an und denkt, er faselt, oder ist voll süßen Weins. Es ist allerdings wahr, daß die Naturphilosophen jetzt mit fremden Zungen reden; ich könnte sagen, sie thun's, weil der heilige Geist über sie gekommen ist, sie wissen nicht mehr blos die Sprache der pharisäischen Philosophen und Schriftgelehrten, sie wissen die Sprache der Welt zu sprechen und werden die Welt einst bekehren; allein ich will aufrichtiger seyn, und zugeben, daß die Naturphilosophen ihre fremden Zungen zum Theil selbst unter einander nicht verstehen, und daß von dem

Weine Phantasieen genug gezeugt werden — aber dafür ist es auch ein edler Wein, den, die er zu lustig macht, nicht trinken sollten; ein Nektar, in der Blüte aus den edelsten Säften des ganzen Stocks ausgearbeitet, nicht aus der zerschnittenen Rebe mühsam gepreßtes Wasser; es ist wahr, die Bauleute sind zum Theil noch Stümper, und bauen übereilt, und ehe sie einen festen Grund gelegt haben; aber es ist nur darum, weil sie übersehen, daß das Gebäude, wenn es vollendet ist, an den Himmel reichen muß, und sie es nun nicht erwarten können, es selbst schon so hoch hinauf gebaut zu sehen; darum ist aber doch, troz der wieder einstürzenden Trümmer, der Plan des Gebäudes göttlich groß; freilich ist die Naturphilosophie poetisch; aber sie ist es nur, weil sie erkannt hat, daß Einheit so gut zum Wesen der Wahrheit, als der Schönheit gehört, und in dem Sinne handelt. Man schütte doch das Wasser aus, und nicht den neugebornen Knaben zugleich mit, der jetzt freilich erst unverständlich lallt, in dessen Gesichte aber die Anlagen zu lesen sind, mit denen er die Welt beherrschen wird.

Die neue Philosophie erlaubt ihrem Wesen nach eine unendliche Mannigfaltigkeit von Darstellungen für dieselbe Sache, und so vermag sie, was die andern Philosophieen nicht vermögen, dem nach der höchsten Erkenntniß Strebenden, wie dem, in ihrer niedern

Sphäre sich Bewegenden und das Abstracte nicht auf=
zufassen Vermögenden ihr Object zu verdeutlichen; sie
wird nicht blos abgeschlossenes Eigenthum einer be=
sondern Kaste seyn, die sich in Hinsicht ihres Wissens
von den übrigen Menschen sondert, sondern sie wird
frei unter den Menschen herumwandeln und dem
Niedern wie dem Höchsten zugänglich seyn, indem
sie sich eines jeden Charakter anpassen, und trotz die=
ser allgemeinen Accommodation ihre innre Wahrheit
und Würde behaupten kann. Sie wird dem, dem es
um die letzte wissenschaftliche Erkenntniß zu thun ist,
überall das mathematische Symbol darreichen, ent=
weder in der Formel oder in der räumlichen Con=
struction; dieß wird das letzte Symbol oder Schema
seyn, auf das alle andern zurückgeführt werden müs=
sen, um ihre Gültigkeit zu erhalten. Die mathema=
tischen Schemate werden für den Gebrauch der con=
cretern Symbole dann regulativ werden und hindern,
daß ihre Anwendung nicht ein willkürliches Faseln
werde. Wer nun diese letzten allgemeinsten Symbole
aufgefaßt hat, wird dann fähig seyn, das Volk zu
lehren, indem er nach dem allgemeinsten Schema,
was die Mathematik ihm giebt, mit Sicherheit und
Bestimmtheit die concretern entwickelt. Jetzt macht man
freilich noch ein concretes Symbol zum Symbol eines
andern Concretums, was an sich nicht tadelnswerth
ist, aber so lange unsichre Methode bleibt, als nicht

beide Concreta auf das abstracteste Schema zurückgeführt werden können. — Dann aber, wenn einmal der feste Grund in solchen abstracten Symbolen dastehen wird, wird man mit jedem Stande philosophisch und doch in dessen Sprache sprechen können. Man wird dem Staatsmann die Gesetzmäßigkeit des Alls an der Staatsmaschine, die er lenkt, dem Physiologen am menschlichen Körper, dem Naturforscher im Krystall und der Pflanze, dem Künstler im Reich der Farben und Töne, dem Schuster am Schuh und dem Bauer an seinem Acker und Pfluge demonstriren können, ihm alle Verhältnisse — wo ist das Absolute, das sich der Gelehrteste zu erkennen vermißt? — daran klar und deutlich machen, im Hinterhalt sich immer auf die Grundwissenschaft der mathematischen Schemate stützend, die die Formeln zugleich für alles Concretere enthält, wiefern sie sich unter diese allgemeinen Schemate bringen lassen. — Wie die Gleichung $x^2 + y^2 = r^2$ auf alle Kreise paßt, je nachdem man beliebige Werthe in x und y substituirt, so wird man große Gruppen von Dingen unter ein Schema bringen können, die auch nur Substitutionen verschiedner Werthe in das nämliche Schema seyn werden.

Es ist gewiß, daß die Naturphilosophie auf ihrem jetzigen Standpunkte mehr Methode als System ist; aber sie trägt die Anlage zum höchsten wissen-

schaftlichen System in sich, indem sie die allerstrengste Einheit des Prinzips im All voraussetzt, und es nachzuweisen bemüht ist. Bis jetzt freilich hat sie selbst kaum ein andres Prinzip, nach dem sie methodisch handelte, als eben das, daß in einer Wissenschaft, die diesen Namen verdienen wolle, Alles Einem Prinzip unterthan seyn müsse, und in diesem Geiste handelt sie; das ist aber wahrlich schon viel.

Ueber das Verhältniß von Kunst, Wissenschaft und Religion.

Ich glaube, da der Mensch nichts an sich erkennen kann, vielmehr alle seine Erkenntniß nur auf Verhältnisse und Beziehungen des Einen zum Andern geht, daß, nützlicher als versuchte sogenannte Realerklärungen seyn können, die Aufsuchung und Darstellung der Verhältnisse eines zu erklärenden Objectes zu andern Objecten derselben Sphäre seyn müsse; denn eben durch diese Verhältnisse wird gewöhnlich, ja wohl immer, erst die ganze Eigenthümlichkeit des zu Erklärenden bedingt. Ein solches Verfahren scheint mir um so nothwendiger, da nahe stehende Begriffe, zu deren Unterscheidung doch die Definitionen hauptsächlich abzwecken, gewöhnlich nicht schlechthin neben einander stehn, sondern zum Theil organisch (d. h. nur durch Wechselbezug bestehend) in einander eingreifen, so daß man, wenn man jeden außer Bezug auf den andern definirt, unwillkürlich genöthigt wird, von dem andern schon etwas in der Definition auf der einen Seite zu befassen, und auf der andern Seite doch wieder nicht im Stande ist, das Verhältniß derselben zu einander klar zu machen.

Wissenschaft, Kunst und Religion in ihrer weit-

sten Bedeutung sind die drei Gebiete, welche zusammen die Sphäre der menschlichen Thätigkeit ausfüllen, die wir schlechthin mit dem Namen Leben — ich meine hier nicht das physische Leben — bezeichnen. Gebe ich nun folgende Definitionen derselben, im subjectiven Sinne genommen: Wissenschaft ist die Darstellung (oder anders genommen: der Besitz) einer Mannigfaltigkeit von Erkenntnissen in der Form eines, nach logischen Gesetzen zusammenhängenden, Ganzen; Kunst ist die mit Freiheit geschehende Hervorbringung von etwas Zweckmäßigem; Religion ist der, auch in den Handlungen sich wirksam zeigende, Glaube an das, was die Vernunft zur Begründung des Sittengesetzes anzunehmen fodert; so habe ich zwar wohl für jedes Gebiet ein Merkmal, wodurch ich es vom andern unterscheiden kann; allein ihre wesentliche Form, die nur aus ihrer gegenseitigen Abgränzung hervorgeht, bleibt mir verborgen. Erkläre ich dagegen die Wissenschaft gleich in Bezug zu Kunst und Religion, so gebe ich nicht nur die realste Definition, die sich geben läßt, weil eben alle Realität, die von uns begriffen werden kann, zuletzt nur auf Relationen mit den Nachbarn herauskommt, eine Definition, die das ganze Wesen der Wissenschaft ausdrückt, sondern auch eine solche, die sogleich einen Ueberblick über das Ganze der Sphäre und die Beziehung zur ganzen Sphäre, deren Theil die Wissenschaft ist, möglich macht. Man ist

aber freilich nicht fähig, sich Verhältnisse und Beziehungen anders als unter Schematen oder Symbolen zu denken, und wenn wir dann die ganze Sphäre menschlicher Thätigkeit durch Ein Symbol ausdrücken, so werden die einzelnen Theile oder Beziehungen dieser Sphäre auch nur durch entsprechende Theile oder Beziehungen des Symbols der ganzen Sphäre ausgedrückt werden dürfen, weil nur so die Beziehungen und Verhältnisse derselben, wiefern sie zur Hervorbringung der ganzen Sphäre zusammenstimmen, klar hervortreten können. Ich kann freilich Symbole zum Theil zu vermeiden scheinen, indem ich etwa sage: das Wesen der Wissenschaft besteht darin, das Besondre aus dem Allgemeinen, das Einzelne aus dem Ganzen *) zu erkennen und darzustellen; das Wesen der Kunst: das Allgemeine aus dem Besondern, das Ganze aus dem Einzelnen zu erkennen und darzustellen; das Wesen der Religion: den Bezug eines Ganzen oder Allgemeinen zu einem höhern Ganzen oder Allgemeinen (d. h. gegen welches es selbst wieder als Einzelnes oder Besondres auftritt) zu erkennen und darzustellen; allein diese Definition wird eben deßhalb, weil sie in ihrem wesentlichen Stoffe mehrere, von allem Symbolischen ent-

*) Allgemeines bezieht sich auf Inhalt, Ganzes auf Umfang der Begriffe und dadurch zu erkennenden Objekte.

kleidete, Ausdrücke enthält, sehr leer, unbestimmt, und einer neuen Erörterung bedürftig scheinen, da man sich die, durch dieselben auszudrückenden, Beziehungen doch nur insofern vorstellen kann, inwiefern man für jene allgemeinen Ausdrücke besondre Symbole in Gedanken substituirt, wobei freilich der Willkür freies Spiel gelassen bleibt; ich will indeß, eben weil jene Definition eine solche freie Substitution gestattet, sie als Stamm für speciellere Symbolisirung beibehalten. Ich erinnre übrigens gleich vorläufig, daß ich unter Religion hier keine positive Religion, auch keinen todten Glauben verstanden wissen will, sondern die Religion, wie sie der Natur der Dinge nach seyn soll, oder vielmehr, da ich über diese nur ein Urtheil nach meinen Ansichten aussprechen kann, wie sie meiner Ansicht darüber nach seyn soll, worüber unten ein Mehreres; ferner, daß ich unter Wissenschaft nicht das Streben nach ihr, das Studiren, verstehe, sondern die eigentliche Wissenschaft selbst, die ihrem Wesen nach schon im Besitz und Bewußtseyn des Allgemeinen seyn muß.

Es giebt nicht blos eine wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Erkenntniß, sondern auch Thätigkeit, was ich durch die Worte Erkennen und Darstellen in der Definition unterschieden habe. Die wissenschaftliche Erkenntniß hebt da an, wo die künstlerische aufhört, und umgekehrt. Wo der Künstler

seine Seelen- oder Körperkräfte blos noch passiv in Anspruch genommen sieht, da wird der Forscher blos von der aktiven Seite in Anspruch genommen und umgekehrt, wie sich das bei Erörterung der Definition durch Beispiele zeigen wird, und wie in ihr begründet liegt; denn die Wissenschaft bezweckt das Besondre (jede Wissenschaft muß, um es ächt zu seyn, das Allgemeine zur Deduktion schon haben), und stellt es dar, wenn es noch nicht erreicht ist, betrachtet es, wenn es wirklich aus dem Allgemeinen dargestellt ist; umgekehrt verfährt die Kunst, diese ruht beim Allgemeinen aus, wenn sie es durch das Besondre dargestellt hat.

Gesetzt ich sehe eine ganze Pflanze vor mir; als Künstler habe ich hier nicht thätig mich zu äußern; ich habe blos, wiefern ich in Bezug auf die Pflanze mich als Künstler nehmen will, den Charakter der ganzen Pflanze, ihren allgemeinen Eindruck in mein Innres aufzunehmen mittelst der sogenannten künstlerischen Anschauung; dagegen tritt für den Forscher hier die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Thätigkeit ein, er muß die Pflanze in ihre einzelnen Theile, oder denkend in die einzelnen Merkmale, zergliedern, um zur Erkenntniß des Besondern in ihr gelangen zu können, bei dem er denn endlich betrachtend stehn bleibt. Wäre aber umgekehrt der Stoff schon einzeln gegeben, aus dem die Pflanze

besteht, so hätte hier der Forscher nichts mehr zu untersuchen, er könnte sich bei der bloßen Anschauung begnügen, dagegen träte hier die künstlerische Thätigkeit ein; der Künstler müßte die einzelnen Stoffe zur ganzen Pflanze umformen, indem er jeden einzelnen besondern Theil des Stoffs in Bezug zum Allgemeinen, zur Idee der ganzen Pflanze brächte.

Der Forscher zerschlägt die Statue, um zu sehn, aus welchem Gestein sie bestehe, oder er durchgeht sie mit den Gedanken, und sucht, ob diesem oder jenem Muskel daran sein richtiger Ansatz, seine gehörige Lage u. s. w. gegeben sey; während der Künstler beschauend davor stehend, als Künstler nur die Idee des Ganzen aufnimmt; dagegen steht der Forscher betrachtend vor den rohen Marmorblöcken, deren Adern klar vor ihm liegen, während der Künstler den Meißel zur Hand nimmt. Ueben mehrere Menschen eine Handlung aus, so ist in der Handlung selbst das Ganze gegeben, woran jeder dieser Menschen Antheil nimmt; und die verschiednen Menschen, eben jeder mit seinem Antheil an der Handlung, machen das Einzelne, Besondre darin aus. Der Künstler sucht hier nur die ganze Handlung schlechthin aufzufassen, ihm hat jeder einzelne Mensch dabei nur Werth, wiefern er zum Effect des Ganzen beiträgt, umgekehrt hat für den Forscher die ganze Handlung nur Werth, wiefern er daraus auf Gemüthsart, tiefere Beweg=

gründe in jedem Einzelnen schließen kann u. s. w. und diese wird er aus der Handlung herauszufinden, zu entwickeln suchen. Umgekehrt, wenn mehrerer Menschen Charaktere ihrer Einzelnheit nach gegeben sind, so ist der Forscher mit seiner Thätigkeit zu Ende, der Künstler aber verarbeitet sie erst zu einem Ganzen, sey's zu einem Roman, zu einem Schauspiel, zu einem Staat. So stehn sich beide in allen Lebensverhältnissen einander gegenüber.

Was nun die Religion betrifft, so gebe ich hier zuvörderst folgendes Beispiel.

Unser Organismus besteht aus einzelnen Organen, die für sich Ganze sind, und auf der einen Seite ihr selbstständiges Leben im größern Ganzen, dem Organismus führen, auf der andern Seite aber untrennbare Glieder desselben sind. Das Herz, die Lunge, die Leber, das Gehirn, jedes ist, so zu sagen, ein besondres Thier in unserm Organismus mit eigenthümlicher Lebensart; es nimmt andre Nahrungsstoffe aus dem allgemeinen Nahrungsquell, dem Blute, auf, scheidet eigenthümliche Excremente (für den ganzen Organismus können's Secreta seyn) wieder aus, und doch sind alle diese verschiednen Organe nur als Glieder demselben größern Ganzen untergeordnet. Es findet nun zwischen jedem einzelnen Organe und dem allgemeinen Organismus eine festbestimmte Beziehung Statt, die das einzelne Organ nicht verletzen darf,

wenn es nicht dem ganzen Organismus Nachtheil bringen, und, weil nur mit der Integrität des ganzen Organismus die Integrität jedes einzelnen Organs besteht, mittelbar sich selbst schaden soll. Wollte z. B. das Herz aus Trägheit seine Pflicht gegen den allgemeinen Organismus, das Blut fortzutreiben, oder die Leber, Galle abzusondern, nicht mehr erfüllen, so würde es dadurch die Gesundheit des ganzen Organismus stören, und so mittelbar seiner eignen Gesundheit nachtheilig werden, indem der Organismus dann diese Organe nicht mehr auf die gehörige Art ernähren könnte; oder wollte die Lunge, die eigentlich nur eine bestimmte Quantität Blut aufzunehmen hat, egoistisch eine größere Blutmasse an sich reißen, als ihr gebührt, so würde sie dadurch zwar auf eine Weile in eine erhöhte Lebensthätigkeit gerathen (Entzündung), allein dadurch, daß sie den ganzen Organismus durch ihren Eingriff in seine Gesetzmäßigkeit störte, vielleicht dessen Tod, und somit ihren eignen, oder ein andres Leiden desselben, das wieder auf sie zurückwirkte, zuwege bringen. Nun liegt das Wesen eines Organismus gar nicht darin, daß er aus Leber, Lunge, Herz u. s. w. wie gerade unsrer, besteht; sondern vielmehr in der Wechselbeziehung liegt es, daß jeder Theil nur durch das Ganze und umgekehrt das Ganze nur durch seine einzelnen Theile wirksam sey und bestehe; und ein-

solches Ganze ist nicht nur unser Körper, sondern auch unsre Seele; ist jeder Staat — die einzelnen Stände sind seine verschiednen Organe — ist die Menschheit; ist das ganze Reich der Organismen zusammen auf unsrer Erde; das Sonnensystem; ja die Welt selbst; indem, was auch darin nur existirt, immer nur durch seine Wechselbeziehung zu einem höhern Ganzen besteht, was sich auf's leichteste weiter ausführen ließe. Es ist also nicht blos jedes einzelne Drüschen (acinus) der Leber ein Glied eines höhern Ganzen, der Leber selbst nämlich zunächst, mit der es in untrennbarer Wechselbeziehung besteht; und nicht blos wieder die ganze Leber ein solches Glied eines höhern Ganzen, des ganzen Menschen nämlich, sondern auch der ganze Mensch ist ein solches Glied eines höhern Ganzen, der Menschheit nämlich, und diese wieder ein Glied eines noch höhern Ganzen, der Natur nämlich, oder zunächst unsers Sonnensystems (oder vielmehr noch näher unsrer Erde, oder noch näher des Reichs der einzelnen Organismen auf ihr), und so in Unendlichkeit fort, und immer findet zwischen dem höhern und niedern Ganzen eine solche Wechselbeziehung Statt, daß keins dem andern schaden kann, ohne mittelbar sich selbst zu schaden. Es ist allerdings wahr, der einzelne Mensch ist nicht mit der Menschheit, oder mit seinem Staate, dem er noch näher untergeordnet ist, durch häutige Bän-

der, wie die Leber mit unserm Körper, verbunden; aber ob es häutige oder andre Bande sind, das thut doch wahrlich nichts zum Wesen der organischen Verknüpfung.

Meiner Ansicht nach nun besteht die Religion weder im Beten noch im Singen, noch im todten Glauben, sondern theils in der Erkenntniß der Beziehung, in der wir zu dem Ganzen stehn, dessen Glieder wir sind, was zugleich wesentlich die Erkenntniß dessen enthält, inwiefern wir für das Ganze thätig und nützlich seyn müssen, die Erkenntniß unsrer Pflichten; theils in der Verwirklichung dieser Beziehung, d. h. darin, daß wir wirklich so handeln, wie es unsre Beziehung zum Ganzen erfordert, dessen Glieder wir sind; erstres religiöse Erkenntniß, letztres religiöse Thätigkeit. Aus diesem Verhältniß des Theils zu seinem höhern organischen Ganzen muß sich die ganze Moral ableiten lassen; und dieß Verhältniß existirt durch die ganze Welt; nehme ich, wie auch im Folgenden, den menschlichen Organismus als Symbol, an dem sich das allgemeine Gesetz des organischen Ganzen darstellt, so geschieht es der Deutlichkeit wegen, um mich nicht mit scheinbar abstracten Worten herumzuschlagen, und deßhalb, weil ich den menschlichen Organismus noch am besten kenne.

Warum muß sich ein Mensch für das allgemeine Beste opfern? — Wenn ein Muskelpartikel in un=

sem Organismus sich auffangen läßt, weil es in einer solchen Beziehung zum Ganzen steht, daß seine Auffaugung zur Erhaltung des Ganzen gerade nothwendig wird, so wird es zwar für den Augenblick seiner Individualität nach vernichtet, allein bald in andrer Form wieder aus der allgemeinen Blutmasse, in die es zurückgegangen war, ausgeschieden im Organismus, auf neue Weise wieder individualisirt, und in dieser neuen Gestalt wird es sich nun darum wohler befinden, weil es sich auffaugen, seine frühere Individualität vernichten ließ, und dadurch die Gesundheit des Organismus, so viel an ihm war, beförderte; hätte es dagegen der Auffaugung widerstanden und dadurch dem Organismus Nachtheil gebracht, so würde es nach seiner, endlich doch erfolgenden, Auflösung und neuen Hervorbildung sich nun in dem, durch seinen Widerstand verschlechterten, Organismus auch schlechter befinden, weil mit dem ganzen Organismus zugleich jeder einzelne Theil desselben leidet. So muß sich auch der Mensch opfern für das Allgemeine, schon um sein Selbst willen; denn nach seinem Tode tritt er in andrer Form, mit neuer, aber doch auch wieder selbstständiger Individualität auf, und hat er in seinem vorigen Leben durch seine Handlungen, so viel an ihm war, dahin gewirkt, daß die Welt schlechter werde, nun so leidet er in seinem neuen Zustande selbst dadurch. Nach dieser

Ansicht trägt jede Schuld ihre Strafe selbst in sich, denn jeder Eingriff des Einzelnen in die Rechte des Allgemeinen wirkt immer wieder auf das Eingreifende zurück, sey's auf der Stelle, sey's in den entfernten Folgen. Also doch nur um sein selbst willen soll jemand religiös handeln? Nun mir scheint das wenigstens der reinste Egoismus, ja einer, der den gehässigen Namen gar nicht mehr verdient, zu seyn, wenn keiner seine Glückseligkeit auf anderm Wege, als durch das Hinwirken auf die Glückseligkeit der Gesammtheit seiner Nebenorgane (Mitmenschen) erlangen will. —

Tugendhaft ist hiernach der, wer sich als Glied des größern Ganzen betrachtet und als solches handelt; lasterhaft, wer sich als das Ganze setzen und alle andern Theile des Ganzen zu seinen Gliedern machen will. Alle Tugend ist nur Aufopferung und alles Laster ist nur Egoismus. Gewissen ist das unmittelbare Gefühl, instinktartig möcht' ich's nennen, daß wir durch Verletzung unsrer Beziehungen zum Ganzen, dessen Theile wir sind, mittelbar uns selbst schaden; im Körper ist das Analogon des bösen Gewissens der Schmerz; jenes selbst nur moralischer Schmerz. Das ganze Recht liegt in dieser Ansicht begründet. Wenn jemand egoistisch nicht seiner Beziehung zum Ganzen gemäß handelt, sondern auf sich selbst Alles beziehen will, so sind die andern Glieder des Ganzen

verpflichtet, ihn daran zu hindern, weil bei einem solchen Egoismus des Einzelnen das Ganze leiden müßte; die allgemeinste Beziehung des Einzelnen zum Ganzen aber die ist, durch Erhaltung des Ganzen selbst bestehen zu wollen. In unserm Organismus, im Staate, in der Menschheit, in der Gesammtorganisation wird daher auch Recht ausgeübt, und zwar um so vollkommner, je vollkommnere Organisation wirklich darin Statt findet. Sucht ein Organ in unserm Körper sich auf Kosten der andern zu vergrößern, oder Säfte an sich zu ziehen, mehr als ihm seinem Bezug zum Gesammtorganismus gemäß zukommt, so setzen sich alle andre Organe dagegen — die sogenannte Heilkraft der Natur — im Staate ist es das eigentlich sogenannte Recht, was hier in Kraft tritt; im größern Umfange sind es die Kriege, die das Gleichgewicht zwischen den Organen der Menschheit vermitteln sollen; in der Gesammtorganisation sehen wir die Handhabung des Rechts wenigstens an einzelnen Wirkungen, da wir den Ueberblick über das Ganze nicht haben; nehmen die Raupen irgendwo überhand, so ziehen sich eben dahin eine Menge Vögel, die ihr zu starkes Anwachsen verhindern u. s. f. — Es darf auch nach eben dem Grundgesetze keiner zum Schaden des Ganzen einem neben ihm stehenden Einzelnen zu nützen suchen; denn es giebt zunächst keine Pflicht gegen das Einzelne, sondern nur

gegen das Ganze; nur, indem man dieß im Auge hat, wird man keinem verhältnißmäßig zu viel, dem andern zu wenig thun u. s. f. Leicht ergiebt sich auch der Unterschied zwischen höhern und niedern, nähern und entferntern Pflichten; und inwiefern manchmal die höhere Pflicht mit der nähern in Widerstreit gerathen kann. Die nähere Pflicht hat das Leberdrüschen gegen die Leber, der es zunächst angehört (der Mensch gegen den Staat, dem er angehört); die entferntere gegen den ganzen menschlichen Organismus, in dem erst die Leber enthalten ist (der Mensch gegen die Menschheit überhaupt); die höhere Pflicht aber ist die des Leberdrüschens gegen den ganzen menschlichen Organismus, die niedre gegen die Leber selbst; so die höhere des Menschen gegen die Menschheit; die niedre gegen seinen Staat. In einem vollkommenen Organismus nun, der für uns aber freilich nur in der Idee existirt, erfüllt jedes Organ zugleich seine nähere und seine höhere Pflicht; indem es für sein, es zunächst befassendes, Ganze handelt, handelt es am besten auch für dessen höheres Ganze, aber in einem Organismus, wo sich einzelne Ganze gegen ihr höheres Ganze auflehnen, können die niedern Ganzen fragen: sollen wir der nähern oder der höhern Pflicht folgen; soll ich wider das Wohl meines Staats handeln, der Menschheit zu Gefallen, oder wider das Wohl meiner Familie, dem Staate zu Ge-

fallen, oder umgekehrt; das Erstre ist wohl zu bejahen.

Uebrigens kann man die religiöse Erkenntnißweise und Handlungsweise auch, wie bei Kunst und Wissenschaft geschehen, unmittelbar auf die Gegenstände beziehen, mit denen man zu thun hat. Gesetzt, es ist mir eine Pflanze gegeben, um das vorige Beispiel auch hier durchzuführen, so liegt es im Wesen der religiösen Erkenntniß, wiefern von dieser in Bezug auf die Pflanze die Rede seyn kann, zu wissen, in welchem Bezug diese Pflanze zur Idee des Ganzen der Natur, oder des Staatsganzen stehe, von dem der Mensch mit der Pflanze zugleich Glied ist, und diese Beziehung möglichst zu verwirklichen; die Pflanze anzubauen oder auszurotten, je nachdem es das Wohl des höhern Ganzen erfordert.

Ich kehre jetzt nach dieser, vielleicht zu langen, Abschweifung, die zum Theil dadurch veranlaßt worden war, um der Behauptung zu widersprechen, die Naturphilosophie wisse mit der Moral nichts zu machen, und sey darum einseitig, zur Erörterung der gegebnen dreifachen Definition zurück.

Häufig findet man die Wissenschaft in Bezug auf den Begriff **Prinzip** erklärt, nicht so Kunst und Religion. Denn ich kann sagen: Wissenschaft ist Erkenntniß und Darstellung eines Mannigfaltigen aus und nach einem Prinzip; allein ich möchte nicht wohl

sagen: Kunst ist Erkenntniß und Darstellung eines Prinzips im Mannigfaltigen. Dieß könnte befremdend scheinen, da, wenn Prinzip nur ein andrer Name oder ein symbolischer Ausdruck für das Allgemeine schlechthin wäre, sich Kunst und Religion eben so gut ohne Zwang in Bezug auf Prinzip erklären lassen müßten, als die Wissenschaft. Allein Prinzip ist im Grunde nur ein symbolischer Ausdruck für das Allgemeine, wiefern man schon die Beziehung daran denkt, die es der Wissenschaft eignet; nämlich man denkt sich im Worte Prinzip ein Allgemeines als Anfang, von dem man ausgeht, um auf mehreres Besondre zu kommen, und weil diese Beziehung eben in der Wissenschaft Statt findet, so ziemt sich der Ausdruck Prinzip auch nur für die Wissenschaft; obgleich man sie im Grunde, streng genommen, nicht einmal explicite in Bezug auf das Prinzip erklären dürfte, da vielmehr erst durch die Erklärung der Wissenschaft der Ausdruck Prinzip deutlich gemacht und vom Allgemeinen schlechthin, oder andern Symbolen desselben unterschieden werden kann.

So wie Prinzip das Allgemeine in wissenschaftlichem Bezug, eben so ist Idee das Allgemeine in Kunstbeziehung: es ist ein Allgemeines, das man im Besondern als Ganzem auffaßt, oder dem Besondern einbilden, d. h. mit andern Worten, durch das Besondre darstellen will. So stelle ich die Idee der

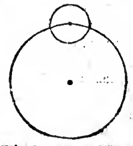
leidenden Tugend durch einzelne Charactere und Begebenheiten dar vermittelst der Kunst, so schaue ich künstlerisch die Idee einer allgemeinen menschlichen Thätigkeitsrichtung in der Handlung eines Einzelnen an. Auch für religiösen Bezug hat das Allgemeine seinen eignen Namen erhalten: es heißt Gott. Um die religiösen Beziehungen ganz allgemein zu setzen, nennt man aber blos das höchste Allgemeine Gott; damit zu ihm die Beziehung aller, unter ihm enthaltnen, Allgemeinen erkannt und dargestellt werden könne.

Unsre höchsten Pflichten sind gegen Gott gerichtet, aber auch zugleich die entferntesten; mittelbar erfüllt man die höchste Pflicht aber immer am besten durch Erfüllung der nächsten, und eine andre, unmittelbare Erfüllung der höchsten Pflicht giebt es gar nicht. Der beste Gottesdienst ist, in seinem Umkreis thätig wirken, und diesem dann entgegen handeln, wenn er selbst gegen das Wohl seines größern Umkreises handelt. Gewöhnlich wird die Vorstellung des Allgemeinen, das wir Gott nennen, anthropomorphosirt, und ihm demgemäß, vom menschlichen Treiben entlehnte, Eigenschaften, nur immer mit dem Prädikat des Allgemeinen, beigelegt, was im Ganzen nicht zu tadeln ist; nur sollten, die es thun, dann nicht jede andre symbolische Vorstellungsart mit Feuer und Schwert verfolgen, da ihre es um nichts minder ist.

Will man, wie auch zuweilen geschieht, Gott das Allgemeinste und Absoluteste schlechthin, nicht blos in religiöser Beziehung nennen, so kann man das Ideal der Wissenschaft und Kunst auch in Bezug auf Gott definiren. Wissenschaft ist dann die Erkenntniß und Darstellung, wie das Welteinzelne aus Gott hervorgegangen ist; Kunst ist die Erkenntniß und Darstellung des Göttlichen im Irdischen (dem uns zunächst liegenden Welteinzelnen); Religion noch überdieß die Kenntniß und Ausübung der Pflichten gegen Gott.

Der einzelnen symbolischen Erklärungen für Kunst und Wissenschaft lassen sich nun so viele geben, als es selbst Symbole für Allgemeines und Besondres giebt, d. h. unendlich viele. Nenne ich in einem Ganzen das Einzelne den Stoff, die Verknüpfungsart aber des Einzelnen, wodurch es zum Ganzen wird, worin also das Wesen des Ganzen liegt, Form, so kann ich sagen: Wissenschaft betrachtet am Ganzen blos die Form, wiefern sie Bezug auf den Stoff hat; Kunst den Stoff, wiefern er Bezug auf die Form hat; Religion das Ganze selbst, wiefern es als Stoff zur Bildung der Form eines höhern Ganzen beitragen soll. Ferner: Wesen der Wissenschaft ist: aus einem gegebnen Mittelpunkte alle Punkte der Peripherie zu finden und sie darzustellen; Wesen der Kunst: in einem Kreise aus der gegebnen

Peripherie den Mittelpunkt zu finden, oder durch Bildung einer Peripherie den Mittelpunkt zu setzen; Wesen der Religion: den Mittelpunkt jedes gegebnen Kreises als peripherischen Punkt für einen andern Mittelpunkt zu betrachten, und demgemäß gegen die übrigen peripherischen Punkte auftreten zu lassen, nach beigezeichneter Figur.



Hier ist im Mittelpunkt das Allgemeine symbolisirt, welches allen, das Besondre symbolisirenden, peripherischen Punkten gleich angehört.

Wiefern man nun hier die Peripherie vom Mittelpunkt aus beschreibt, ist der Mittelpunkt **Prinzip**; wiefern man aber den Mittelpunkt gleichsam durch die Peripherie beschreibt, das heißt, durch Bildung der Peripherie den Mittelpunkt setzt, ist der Mittelpunkt **Idee**; wiefern man einen Mittelpunkt als peripherischen Punkt eines höhern Mittelpunkts setzt, wo er dann nicht unbeschränkt sich ausbilden darf, sondern nur in demselben Grade als die andern

peripherischen Punkte, ist dieser höhere Mittelpunkt Gott; doch im Grunde nur der höchsten Mittelpunkt.

Oder wollen wir eine unendliche Reihe als Symbol annehmen, z. B.

$$a + a^2 + a^3 + a^4 + \text{etc.}$$

so können wir sagen: die Wissenschaft findet und stellt aus dem allgemeinen Gesetze der Reihe, sey dieß durch das allgemeine Glied oder den Exponenten der Reihe bestimmt, alle einzelnen Glieder der Reihe dar; die Kunst erkennt umgekehrt durch die einzelnen Glieder das allgemeine Gesetz der Reihe oder versinnlicht es durch Zusammenstellung einzelner Glieder (das Gesetz der unendlichen Reihe durch endliche Fragmente); die Religion lehrt uns die ganze summirte unendliche Reihe als ein Glied einer größern unendlichen Reihe betrachten, dem ihr Gesetz untergeordnet ist.

Die Kosmogenie der Wissenschaft geht von der Sonne aus, sie läßt die einzelnen Planeten von ihr geboren werden; die Kosmogenie der Kunst geht von den Planeten aus; sie läßt die Sonne durch Gesammtwirkung der Planeten im Mittelpunkt entstehn; die Religion, höher als beide schauend, vereinigt beide; sie läßt das ganze System, Sonne und Planet

gleichzeitig durch Bezug zu einer höhern Sonne gebildet werden.

Die Wissenschaft zerfällt den Einen Lichtstrahl in die Mannigfaltigkeit seiner Farben; die Kunst setzt die Farben zum Spectrum zusammen (nicht zum einfarbigen Lichtstrahl selbst, der hier nur die Idee symbolisirt, die sich aber in der Mannigfaltigkeit aussprechen soll), so daß es verschmolzen, den Lichtstrahl darstellen würde; die Religion behandelt das ganze Farbenspectrum als gebrochenen Strahl eines allgemeinern, die Welt klar machenden, Mittels, der ganzen Sinnensphäre, so daß als einzelne Farbenstrahlen dieser dann auch Gehör, Geruch, Gefühl, erscheinen.

Ich will das angeführte Symbol des Kreises jetzt etwas weiter analysiren.

In der Wissenschaft giebt es keine Willkür, als die, worauf ich das Prinzip der Wissenschaft anwenden will: habe ich das Centrum, so ist blos noch die Länge des Radius meiner Willkür überlassen; dann ergiebt sich das Besondre, die Gesammtheit der einzelnen peripherischen Punkte, mit Nothwendigkeit daraus; der Radius, der die Peripherie beschreibt, ist der Faden der Deduction, mittelst welcher das Besondre vom Allgemeinen abhängt; sobald man ihn verläßt, und durch Rathen oder ungefähres Anschauen

einen Punkt der Peripherie zu finden denkt, ist man in der Wissenschaft verloren, und das beste Augenmaß reicht hier nicht hin. Wahr ist alles das, was mit den übrigen peripherischen Punkten in gleicher Entfernung vom Mittelpunkt abliegt; dieß fällt in die Welt des Besondern. Daher kann manches in einem Bezug wahr, im andern falsch seyn. Ein zwanzigfüßiger Hase fällt nicht in die Peripherie der Außenwelt, ist in Bezug auf diese etwas Nichtvorhandnes; aber er existirt in der Peripherie meiner Vorstellungen, die innerhalb jener Peripherie ist, und hat in Bezug darauf die Wahrheit der Existenz. Zwischen der Wahrheit giebt es keine Grade; gleichweit vom Mittelpunkt entfernt seyn, heißt, wahr seyn. Man hat mehrere wissenschaftliche Methoden, d. h. mehrere Verfahrungsarten, eine Wissenschaft aufzubauen, symbolisch: mehrere Arten, wie sich ein Kreis hervorbringen läßt. Die eigentlich sogenannte wissenschaftliche Methode, die synthetische, leitet das Besondre schlechthin aus dem Allgemeinen ab, und kennt keine Grenzen der Ableitung; dieß ist das nach allen Seiten Extensivwerden eines, ursprünglich unendlich intensiven, Punktes; hier ist nicht bestimmt, bis wie weit man den Mittelpunkt sich ausdehnen lassen will, und jede hervorgebrachte Peripherie wird Mutter einer größern: der allgemeinste Grundsatz hat zunächst mehrere besondre unter sich, die aber wieder als

allgemeine Grundsätze andre unter sich enthalten; so dehnt sich mit der Entfernung vom Centrum die Wissenschaft aus. Eine andre Methode giebt es, die analytische, die vom Besondern zum Allgemeinen zu gehen scheint und zwischen der wissenschaftlichen und künstlerischen mitten inne schwebt; diese wird dadurch symbolisirt, daß der Mittelpunkt nicht durch Extendiren sich die Peripherie schafft, sondern daß ein Radius sich um einen Mittelpunkt dreht, und so durch allmähliges Aneinanderfügen peripherischer Theile die ganze Peripherie hervorbringt.

Würde die Peripherie ohne Vermittlung des Radius hervorgebracht, so wäre diese Methode ganz künstlerisch; allein sie wird dadurch wissenschaftlich, daß sie das Allgemeine schon vorher hatte, das Centrum nicht also erst durch die Peripherie bestimmte; und nun den Radius nur nicht sehen läßt, durch welchen sie jeden der einzelnen Punkte, jedes Besondre, vom Centrum, dem Allgemeinen abhängig macht, so daß es dem Schüler freilich scheint, und für Lernende ist diese Methode, er finde das Allgemeine durch das Besondre erst; da doch die ganze analytische Darstellung des Lehrers erst aus dem schon gekannten Prinzip herausgearbeitet seyn muß, wenn sie wissenschaftliche Einheit besitzen soll. Bei der analytischen Methode ist die Wissenschaft beschränkt;

denn jene setzt gleich die Länge des Radius nur für einen bestimmten Umkreis des Besondern, und kann also auch nur für diesen gelten; soll aus dem nämlichen Centrum dann noch mehr abgeleitet werden, so müßte der dargestellte Umkreis dann durch synthetische Methode erweitert werden. Nun findet noch eine dritte Methode Statt, die naturphilosophische; diese findet die Peripherie, die sie sucht, nicht durch einen wirklichen Radius, in dessen Richtung sich ein Centrum (Prinzip) ausdehnt, oder der sich um ein Centrum bewegt, sondern sie findet die eine Peripherie durch eine andre schon gegebne, mit dieser concentrische, Peripherie, dadurch, daß sie Proportionen, — denn nichts anders als qualitative Proportionen sind die naturphilosophischen Analogieen — ansetzt, und auf diese Weise von beliebigen Stücken des bekannten Kreises ausgehend, beliebige Stücke des unbekannten findet, sobald sie nur das Verhältniß eines Punktes in diesem zu einem Punkte in jenem kennt. Ihre Proportionen reichen hin, bis wohin kein Radius mehr reicht; sie construirt ihre Peripherieen a priori nach Formeln; sie braucht, eine ganze Peripherie hervorzubringen, nur Einen Radius zum Ansatz der Proportion, er ist ihr mehr, als den andern Methoden die vielen Radien, die diese brauchen. In ihrem Wesen liegt selbst, nicht erst eine gegebne Peripherie nöthig zu haben, um eine gesuchte zu finden, sondern

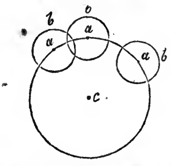
aus dem Abstand der gesuchten Peripherie vom Centrum, d. i. der Länge des Radius allein, d. i. der Beziehung eines einzigen Besondern in der ganzen Welt des gesuchten Besondern zum Prinzip, die ganze Peripherie finden zu können. Die Naturphilosophie schließt: Gehirn: menschlicher Organismus = Sonne: Planetensystem; macht sie freilich den Ansatz nicht richtig, oder kennt sie das Verhältniß der ersten Glieder nicht zu einander genau, so muß sie sonderbare Resultate erhalten, wie's jetzt oft geschieht. Einst wird die Naturphilosophie mathematische Gewißheit und Würde erhalten, so zu sagen, eine qualitative Mathematik werden.

Die Wissenschaft hat das Centrum, und will durch das Centrum die Peripherie schaffen. Die Kunst verfährt umgekehrt: Sie zieht aus freier Hand die Peripherie, um einen Mittelpunkt dadurch anschaulich zu machen und zu setzen. Jeder Mittelpunkt läßt sich durch unendlich viel Peripherieen, weitere oder engere, darstellen; so jede Idee durch unendlich viel besondre künstlerische Bildungen: der Kampf der Tugend und des Lasters, auf wie viel Weise läßt er sich darstellen? Damit der Künstler einen Mittelpunkt durch Ziehen der Peripherie schaffen könne, muß er einen Mittelpunkt schon wirklich im Geiste vor sich sehen; der Künstler muß eine Idee immer fest im Auge haben,

auf deren Versinnlichung er hinarbeite; denn das ist ja das höchste Erforderniß eines Kunstwerks, daß Alles in gleichem Maße beitrage, die Centralidee zu versinnlichen, daß jeder Punkt der Peripherie (alles Mannigfaltige) nur dem Bezug auf diese sein Daseyn verdanke. Wenn jemand erst die Beine, dann den Torso, dann den Kopf bildet, und nicht vorher, ehe er sie bildete, eine bestimmte Idee hatte, in Bezug auf die er sie bildete; was für ein Ungeheuer wird die Zusammensetzung werden? Wenn jemand einen Akt eines Schauspiels schreibt, und bei diesem ersten noch nicht weiß, was er im zweiten schreiben wird, so zieht er auf's Gerathewohl eine Linie, in Erwartung, daß sich ein Mittelpunkt derselben von selbst finden werde. Der Hinblick auf die Idee ist das Gesetz bei der Arbeit des Künstlers; ist der Radius, den er im Geiste bei jedem Punkte zu ziehen hat. Das Künstlergenie hat nicht nur im Geiste schon den Mittelpunkt, auf den es hinarbeitet, sondern es sieht auch schon im Geiste die ganze Peripherie darum gezogen, oder vielmehr es sieht den Mittelpunkt gleich immer nur durch und in einer schon vollendeten Peripherie, und zeichnet diese mit Sicherheit und Bestimmtheit aus dem Geiste ab. Andre haben nur das Centrum, die Idee; sie arbeiten stets mit Hinblick auf dieselbe, aber ängstlich, weil sie bei jedem Punkte der Peripherie, den sie hin-

setzen, gewissermaßen erst seine Entfernung vom Centrum abmessen müssen, um zu sehen, ob er auch gehörig zur übrigen Peripherie stimme; während das Genie nicht einmal vom Mittelpunkt etwas wüßte, wenn es nicht im Geiste den vollendeten Kreis schon sähe. Schön ist etwas, wiefern es genau in eine, einen Mittelpunkt vollkommen versinnlichende, Peripherie, eine ganz runde, paßt, und darin von uns wahrgenommen wird.. Daher kann etwas, was in einem Kunstwerk schön wäre, im andern häßlich erscheinen, weil ein Stück eines vollkommnen Kreises in einen von größerm oder kleinerm Durchmesser eingesetzt, seine Harmonie stört, indem es nicht in ihn paßt. Erhaben ist, was uns als Bruchstück eines größern Kreises, als in dem wir uns selbst bewegen, erscheint, und uns den ganzen Kreis ahnen läßt. Daher der eigenthümliche Eindruck, den das Erhabene macht. Wir fühlen die Nähe einer höhern Welt, als unsrer engern, und können sie doch nicht umspannen. Was für uns erhaben ist, ist für höhere Wesen schön, die die Harmonie des Ganzen anschauend übersehen, während uns nur das Segment zu Tage liegt. Uebrigens ist meiner Ansicht nach der Kreis nicht blos Symbol der' Schönheit, sondern auch alles, was in der Natur wirklich schön seyn soll, muß nur eine Entwicklung des Kreises, oder vielmehr der Kugel seyn, was ich aber hier nicht ausführen kann.

Gesetzt in der beistehenden Figur



sey der Punkt a der Mensch. So weit er um sich blickt, sieht er sich als Centrum der Peripherie b; die Religion lehrt ihn aber, daß er selbst nur ein Punkt der größern Peripherie, die von c abhängt, sey, und sich demgemäß zu verhalten habe; daß er nicht aus diesem Kreise heraustreten dürfe, ohne die Gesetzmäßigkeit des Ganzen zu stören; daß jeder Punkt neben ihm an sich eben so viel werth, als er selbst, und dem höhern Punkte c (ist es der höchste: Gott) gleich nahe sey; daß alle ihr Daseyn und Bestehen nur ihrem Zusammenhalten und ihrer Zusammenwirkung verdanken; indem jeder, der in der Peripherie seine Stelle ausfüllt, außer ihr gesetzt, zum bedeutungslosen Punkte werden würde.

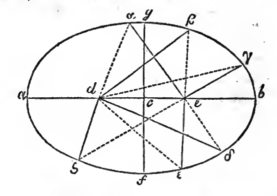
Es ist dem Punkt erlaubt, sich peripherisch gegen die Außenwelt auszudehnen; allein, es ist jedem Punkt

der Peripherie erlaubt; darum greifen die Peripherieen, die jeder um sich bildet, in einander (die Wechselwirkung der Einzelnen), und wenn ein jeder sich verhältnißmäßig gleich ausdehnt, so wird die Gesetzmäßigkeit des Kreises dadurch nicht gestört; wohl aber, wenn einer sich übermäßig in Bezug zu den andern auszudehnen sucht, und vergessend des höhern Mittelpunkts, von dem sie alle abhängen, sich selbst zum höchsten Mittelpunkt machen will, in dessen Peripherie alle seine Nebenpunkte fallen.

Es ist klar, daß diese einfachen Symbole sich schon viel weiter ausführen lassen; allein sie selbst lassen sich noch so entwickeln, daß sie dann auch weit speziellere Beziehungen des Angeführten auszudrücken vermögen, wozu man im letzten Aufsatz die Andeutung finden wird.

Bruchstück aus einer Symbolik der Kegelschnitte.

Das in diesem und dem folgenden Abschnitt Enthaltene ist zum Theil nur in Bezug auf den letzten angeführt: daß alle drei mit einer wissenschaftlich mathematischen Darstellungsart nicht viel gemein haben sollen, ergiebt sich schon daraus, daß sie eine Stelle in dieser Schrift gefunden haben.



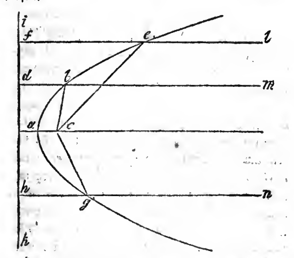
Die Ellipse ist eine Figur von obenstehender Gestalt, in der zwei Punkte, d, e, Brennpunkte genannt, sich befinden, welche die Eigenthümlichkeit haben, daß alle gebrochnen Linien, z. B. dαe, dζe, dδe u. s. w., die man sich von dem einen Brennpunkt nach einem beliebigen Punkte des Umkreises

(z. B. α, β, γ, δ, ϵ, ζ u. s. f.) und von da zurück nach dem andern Brennpunkt gezogen vorstellt, unter einander gleich sind, indem jede solche, in Gedanken gezogene, gebrochene Linie der, durch beide Brennpunkte bis an den Umkreis gehenden, Linie ab, große Axe genannt, gleich ist. Der Punkt c, der in der Mitte der großen Axe liegt, heißt der Mittelpunkt der Ellipse, von ihm stehn die Brennpunkte auf jeder Seite gleichweit ab; sie liegen um so entfernter von ihm, und um so näher an dem Umkreis der Ellipse, jemehr diese selbst in die Länge gezogen erscheint. Die, bis an den Umkreis reichende, Linie fg, die man durch den Mittelpunkt senkrecht auf die große Axe setzt, wird kleine Axe genannt. Eine merkwürdige Eigenschaft der Ellipsengestalt ist, daß, wenn man in einen Brennpunkt einer elliptischen Wölbung ein Licht setzt, oder ein Wort daselbst ausspricht, alle Licht= oder Schallstrahlen, nachdem sie an den Umkreis der Ellipse angeprallt sind, in den andern Brennpunkt zurückgeworfen werden; daher, wenn man auch in einem Brennpunkt ganz leise spricht, es derjenige, welcher im andern, wenn auch sehr entfernten, Brennpunkt steht, doch ganz vernehmlich hört, weil sich eben alle Schallstrahlen dort wieder vereinigen. Daß die Planetenbahnen Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, ist bekannt.

Denkt man sich, daß in einer Ellipse beide Brennpunkte gegeneinander rücken, und daß zugleich der Umkreis der Ellipse, entsprechend dem Zusammenrükken der Brennpunkte, sich zusammenzieht, so nähert sich die längliche Ellipsenform immer mehr der runden Kreisform; ja wenn beide Brennpunkte ganz zusammenfallen und der Umkreis dabei ihnen immer entsprechend nachgerückt ist, so ist aus der Ellipse ein vollkommner Kreis geworden; daher man sich auch umgekehrt die Ellipse aus dem Kreise entstehend denken kann, indem nämlich sein Mittelpunkt nach entgegengesetzter Richtung auseinander tritt, und der Umkreis im gleichen Maaße nach diesen Richtungen hin sich zugleich ausdehnt; und so gut man sich den Kreis als eine Ellipse vorstellen kann, in der beide Brennpunkte zusammenfallen, so gut muß man sich auch die Ellipse als einen Kreis mit, in zwei Brennpunkte auseinandergetretenem, Mittelpunkt vorstellen können. Von der Mathematik wird indeß nur die erste Vorstellungsart festgehalten.

Die Eigenschaften des Kreises sind bekannt. Alle Linien, die von einem Punkt in ihm, dem Mittelpunkt oder Centrum, nach einem Punkte des Umkreises (der Peripherie), oder umgekehrt vom Umkreis nach dem Mittelpunkt gezogen gedacht werden, und Radien heißen, sind einander gleich. Setzt man ein Licht in den Mittelpunkt eines

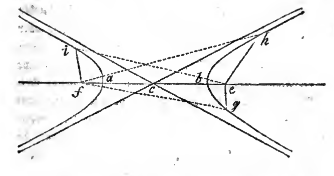
Kreises (oder vielmehr einer kugelförmigen Wölbung), so werden alle Lichtstrahlen, die an die Peripherie anprallen, wieder in den Mittelpunkt selbst zurückgeworfen.



Die Parabel ist eine Linie, wie sie die Figur darstellt; deren beide Arme man sich aber bis ins Unendliche fortlaufend denken muß, indem sie nicht, wie der Kreis und die Ellipse, eine geschlossene Figur bildet. Man unterscheidet auch in ihr einen Brennpunkt c, der die Eigenthümlichkeit hat, daß jede Linie cb, cg, ce u. s. w., die man sich von ihm nach einem beliebigen Punkte des Umkreises gezogen denkt, eben so groß ist als eine andre Linie, die von

demselben Punkte des Umkreises senkrecht auf eine bestimmte, außerhalb der Parabel gezogene Linie ik, Directrix genannt, gezogen wird; daß also cg gleich gh ist, cb gleich bd, ce gleich ef, und so alle Linien, die man sich auf ähnliche Weise gezogen denken will. Die Linie, welche senkrecht auf die Directrix durch den Brennpunkt der Parabel gezogen wird, heißt die Axe der Parabel, und den doppelten Abstand des Brennpunkts von der Directrix nennt man den Parameter der Parabel. Setzt man ein Licht in den Brennpunkt einer parabolischen Wölbung, so werden alle Strahlen, cb, ce, cg u. s. f., die an den Umkreis fallen, parallel mit der Axe zurückgeworfen, nach el, bm, gn, so daß sie sich erst in unendlicher Ferne schneiden können; inwiefern man nämlich in der Mathematik annimmt, daß Parallellinien solche Linien sind, die erst in der Unendlichkeit zusammentreffen. Daher läßt sich auch die Parabel mathematisch vollkommen als eine Ellipse betrachten, deren andrer Brennpunkt aber in unendlicher Ferne vom Brennpunkt c entfernt liegt. Wiefern die von e, b oder g zurückgeworfenen Lichtstrahlen, die aus dem Brennpunkte dahin gefallen, die Unendlichkeit durchlaufen könnten, würden, gerade wie in der Ellipse, wirklich alle zusammen in demselben zweiten Brennpunkte der Parabel eintreffen. Umgekehrt werden auch alle Strahlen, die man aus einem unend-

lich entfernten Punkte kommend, an die innere parabolische Wölbung anprallend denkt, alle zusammen in den Brennpunkt c zurückgeworfen, wo sie zusammentreffen. — Ein Körper, den man mit der Hand fortwirft, beschreibt in seinem Fluge, abgesehen vom Luftwiderstande, ein Stück eines parabolischen Bogens.



Die Hyperbel ist eine sonderbare Linie; nie kann eine Hyperbel für sich allein bestehen; allemal wird bei Bildung Einer zugleich eine ihr gegenüberstehende mit gebildet; beide gehören eben so untrennbar zusammen, als die beiden, durch die kleine Axe geschiednen, obwohl in einander sichtbar verlaufenden Hälften der Ellipse. Jede Hyperbel hat ihren Brennpunkt, e, f; und hier findet die Eigenthümlichkeit Statt, daß von je zwei Linien, fg und ge oder fh und he, oder ei und if u. s. f., deren eine vom

Brennpunkt der einen Hyperbel (f) an einen Punkt des Umkreises der andern (g, h), die andre Linie von diesem Punkte (g oder h) nach dem andern Brennpunkte (e) gezogen wird, stets die eine die andre um ein Stück an Länge übertrifft, welches der großen Axe, für die man hier ab nimmt, gleich kommt; kürzer: daß die Differenz aller solcher Linien der großen Axe gleich ist. Wie bei der Parabel laufen die Arme der Hyperbel ins Unendliche fort. Ein paar gerade Linien, die man sich unter einem gewissen Winkel durch den Mittelpunkt der Hyperbeln c, wie die Figur zeigt, kreuzweis gezogen denkt, nennt man Asymptoten der Hyperbeln; sie haben das dem Anschein nach Sonderbare, daß sie sich den Hyperbelarmen, je weiter sie mit ihnen fortlaufen, um so mehr nähern, aber doch nie, wenigstens so weit wir denken können, nie, nämlich erst in der Unendlichkeit mit ihnen zusammenstoßen. Stellt man ein Licht in den Brennpunkt einer hyperbolischen Wölbung, so werden die Strahlen von dieser divergirend (auseinanderweichend) zurückgebrochen, während sie bei der Ellipse convergirend, bei der Parabel parallel, bei dem Kreise in sich selbst zurückgebrochen wurden. Die Divergenz ist aber von der Art, daß, wollte man sich alle zurückgebrochenen Strahlen nach der gegenüberstehenden Hyperbel zu verlängert denken, sie alle in deren Brennpunkt sich schneiden würden. Man kann

sich auch die beiden Hyperbeln auf eine eigenthümliche Art aus einer Ellipse entstanden denken, wenn man nämlich in der mathematischen Formel, welche die Ellipse ausdrückt, die große Axe negativ setzt, wovon weiterhin ein Mehreres.

Diese, hier ganz populär betrachteten, Linien bilden zusammen eine eigne Ordnung mathematischer Linien, die sogenannte zweite Ordnung, und bieten noch eine Menge der interessantesten Eigenschaften dar. Man begreift sie auch unter der allgemeinen Benennung der Kegelschnitte, weil sie durch verschiedne Arten, einen Kegel zu durchschneiden, in der Begränzung der Schnittfläche, dargestellt werden können.

Es lassen sich an diese Linien interessante symbolische Vorstellungen knüpfen, wovon ich hier blos eine allgemeinverständliche andeuten will, obwohl nach meiner Ansicht die einfachsten mathematischen Linien, wohin eben die der zweiten Ordnung *) gehören, geeignet sind, die allgemeinsten Beziehungen und Verhältnisse in jedem beliebigen abgeschlossenen Kreise des Besondern, in abstracter Versinnlichung darzustellen.

*) Zur ersten Ordnung gehört blos eine Linie, die gerade; mit jeder höhern Ordnung wächst die Zahl der befaßten Linien unverhältnißmäßig.



Die Hyperbel hat mir von jeher etwas Gespenstisches gehabt, ohne daß ich mir einen Grund davon anzugeben wußte; ich fand ihn indeß nachher in einer symbolischen Beziehung, die sich ihr unterlegen läßt, und ich bin überzeugt, daß alle, die sich ihr unterlegen lassen, in dem nämlichen Charakter zusammentreffen. Man muß sie aber gleich in Bezug auf die übrigen Linien betrachten.

Der Kreis symbolisirt mir die Selbstliebe, den Egoismus; die Ellipse das Ideal der Freundschaft; die Parabel das der Liebe gegen das Unendliche, Göttliche; die Hyperbel das Ideal des bittersten Hasses.

Der Brennpunkt in jeder der angeführten Linien stelle eine Seele vor; die Strahlen, die von da nach dem Umkreis gehn, die Bestrebungen dieser Seele, wiefern sie nach außen (durch Handlungen) wirksam sind, und die Richtung der zurückgebrochenen Strahlen, den Zweck, zu welchem die Bestrebungen auf das Aeußere giengen; ich kann z. B. nach außen handeln, theils um meinetwillen, theils um eines andern willen. Wenn die Strahlen, die vom Brennpunkte ausgehn, die activen Bestrebungen der Seele vorstellen, so müssen umgekehrt, wenn wir das Symbol treu verfolgen wollen, die Strahlen, die von der Peripherie in den Brennpunkt fallen, die Gefühle und Empfindungen vorstellen, welche die Seele passiv von außen

in sich aufnimmt. Wird daher ein Strahl, der von einem Brennpunkte an die Peripherie fiel, in einen andern Brennpunkt zurückgebrochen, so sind des letztern Gefühle nach dem Symbol durch Bestrebungen oder Handlungen des ersten Brennpunkts veranlaßt worden.

Der absolute Egoist handelt nur um seinetwillen; er läßt nur Strahlen gegen die Peripherie ausgehn, damit angemessene Gefühle und Empfindungen in seine Seele durch die Rückwirkung kommen; er ist ganz in sich abgeschlossen, was er auch thun mag, davon hat nichts auf eine Seele außer ihm Bezug. Der Strahl, der aus dem Mittelpunkte des Kreises kommt, wird ewig wieder in ihn zurückgebrochen.

Die Ellipse läßt sich als ein Kreis mit, in zwei Brennpunkte auseinandergetretenem, Mittelpunkt betrachten. Eine Seele hat sich in zwei gespalten, und beide existiren noch mit und durch einander; jede ist die Seele eines Freundes; jede wirkt nur, um in der andern angemessene Gefühle und Empfindungen zu erregen; denn welcher Strahl auch von dem einen Brennpunkte an die äußere Peripherie fällt, der nimmt seine Richtung nach dem andern Brennpunkt zu; was der eine nur denkt und hat, das gießt er in des andern Seele aus; um die Außenwelt bekümmern sich beide nur; insofern sie mittelst ihrer in Bezug auf einander wirken können, sie leben nur für einander;

beider Gefühle und Bestrebungen ergänzen einander stets; alle gebrochnen Ellipsenradien sind gleich der großen Axe, die beide Brennpunkte, Seelen, zunächst verbindet; sie können jede einzeln nichts denken und fühlen, was nicht mit der andern Gefühlen und Bestrebungen so zusammen stimmte, daß es dieses Band darstellte. Es ist kein Mein und Dein in der Ellipse, was in ihr vorhanden ist, gilt für beide Brennpunkte gleich. Das Ideal der Freundschaft hat viel schönere Symbole; wohl kaum ein wahreres.

Nehmt die Hyperbel: beide Freunde sind durch einen ungeheuren Haß gespalten worden; der eine hat sich von dem andern abgekehrt; jeder reißt seinen Brennpunkt heraus, hält ihn für sich fest, und mag mit der andern nichts zu schaffen haben, sie fliehen sich in Ewigkeit; nein, sie sind noch aneinander gebunden, aber durch die Bande des feindseligsten Hasses, ihre Gesinnungen beben divergirend vor einander zurück bis ins Unendliche, aber doch bleiben sie hadernd einander gegenüberstehn; und daß jedes Gedanken nur vor des andern Seele zurückfahren, sieht man daraus, daß die Divergenz der Strahlen ihr Centrum in dem gegenüberstehenden Brennpunkte findet. Was in der Ellipse das Band war, die große Axe ist in der Hyperbel in den Gegensatz übergegangen; und alle Strahlen, die von einem Brennpunkte

in den andern fallen könnten, sind sich nur in der Differenz gleich.

Die Parabel ist ein erhabnes Symbol; das Symbol der Liebe zu einem Ideal, zu Gott, zum Uebersinnlichen, zu jedem Schönen und Großen, was, nur in der Unendlichkeit erreichbar, der Seele vorschwebt. Alle Strahlen, die der Brennpunkt der Parabel aussendet, laufen in gleichförmiger Richtung nach dem andern Brennpunkt, der in der Unendlichkeit liegt; alle Bestrebungen und Gedanken sind nur dahin gerichtet; umgekehrt kann kein Strahl in die Seele fallen, der nicht vom Unendlichen ausgegangen wäre; alle Gefühle beziehen sich auf dieses. Es müßte eine schöne symbolische Bedeutung geben, wenn man eine Kirche mit parabolischer Wölbung bauen könnte, die freilich an einem Ende offen bleiben müßte, weil die Parabel selbst keine geschlossene Figur ist, und dann an einer Stelle anzubringen wäre, wo die davor liegende Gegend dem kirchlichen Charakter entspräche. In dem Brennpunkt wäre Altar oder Kanzel anzubringen, so daß der Priester gleichsam als die Seele der Gemeine erschiene, und wenn er betete, sein Gebet in der Idee in die Unendlichkeit, des Ewigen Wohnung, hinein hallte, und man sich selbst dabei im Symbol anschaulich vorstellen könnte, wenn er lehrte, daß es Stimmen des Ewigen seyen, die in das Allerheiligste der Kirche, den Brennpunkt, sich

concentrirten, und so in des Priesters Seele fielen, die darin stände; und sie nur nun wieder aus sich hervor strahlte.

Eine Liebe des absolut Teuflischen giebt es nicht; ja das Symbol für sie ist unmöglich ($y^2 = \sqrt{-px}$); es müßte eine Parabel seyn, die sich vom Brennpunkte, der in der Unendlichkeit läge, abkehrte; und seinem Gegensatze zueilte, aber die Mathematik zeigt, daß es ein solches Symbol gar nicht geben kann. Es giebt nichts Schlimmres in der Welt, als den absoluten Egoismus; die Selbstliebe, die alles, was sie thut, auf sich zurückbezieht; was die Parabel thut, das thut sie ohne allen Bezug auf sich, denn der Strahl hat in Unendlichkeit zu laufen, ehe er zum ersten Brennpunkt wiederkehren kann; daher ist die Parabel zugleich das Symbol der Tugend, welche nur dadurch, daß sie für das All gewirkt hat, für sich und auf sich zurückwirken will; und das Symbol der Tugend fällt mit dem Symbol der Liebe gegen das Göttliche zusammen.

Denkt man sich einen unendlich großen Kreis, der das All befaßt; so ist, wie sich Extreme stets berühren, und im Unendlichgroßen alle unsre Symbole in einander verlaufen, dieser Kreis zugleich das Symbol des absolutesten Egoismus und der absolutesten Liebe gegen andre. Gott, als Mittelpunkt des Allkreises, kann sich nur selbst lieben, insofern außer

ihm nichts ist: denn die Peripherie, die Welt, gehört ihm wesentlich als Körper zu; aber indem er nur sich liebt, liebt er zugleich Alles, was es giebt; die Liebe gegen seine Geschöpfe ist ihm Selbsterhaltungstrieb; und er mag nur sich erhalten, indem er alle seine Geschöpfe, nur Theile desselben unendlichen Körpers, erhält.

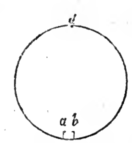
Extrema sese tangunt.

Ich habe früher einmal den Satz ausgesprochen, daß, wenn man sich von einem Punkte in zwei entgegengesetzten Richtungen eine gerade Linie bis ins Unendliche fortlaufend denkt, ihre beiden Endpunkte in der Unendlichkeit zusammenstoßend gedacht werden müssen; dagegen sie dem ersten Anschein nach schlechthin unendlich weit von einander entfernt seyn sollten,

a ——— c ——— b

daß z. B., wenn man sich ca auf der einen und cb auf der andern Seite bis ins Unendliche verlängert vorstellt, der Endpunkt a mit dem Endpunkt b zusammenfalle. Für diesen, auf das Folgende zum Theil Bezug habenden, paradoxen Satz lassen sich Gründe aufstellen.

Jede Linie ist nicht blos nach einer Richtung hin zu betrachten, sondern jedesmal wenigstens nach zweien; es wäre möglich, daß zwei Punkte nach Einer Richtung unendlich weit von einander abständen, und nach der entgegengesetzten doch sich unendlich nahe wären, d. h. zusammenfielen. Ich will dieses erst an einer krummlinigen Richtung deutlich machen; wiefern es sich auf die gerade übertragen lasse, wird sich zeigen.



Gesetzt, man habe eine Kreisbahn, und zwei Personen, a und b ständen erst beide im Punkte d, so werden sie, wenn sie in entgegengesetzter Kreisrichtung von d aus, nach da und db, fortschreiten, doch wieder, ungefähr da, wo es die Figur zeigt, zusammenkommen; auf gleiche Weise, wie zwei Menschen, die von einem Punkte der Erde in demselben Breitegrade nach entgegengesetzter Richtung fortschreiten, auch wieder zusammentreffen. Das gilt aber nur von der krummlinigen Richtung, sagt man; sollen deßhalb auch zwei Menschen, die in gerader Linie von einem Punkte nach entgegengesetzten Richtungen fortschreiten, wieder zusammenkommen? In der Unendlichkeit, ja. Man lasse den Kreis, der oben klein dargestellt worden ist, noch einmal so groß werden, so wird seine Krümmung an jeder Stelle um die Hälfte vermindert seyn; man lasse ihn so groß, als den Aequator unsrer Erde werden; für unser

menschliches Auge wird jedes Stück dieses Kreises von einer geraden Linie nicht mehr unterschieden werden können; man lasse den Kreis geradezu unendlich groß werden, und alle seine Stücke, so groß man sie auch nehmen will, werden absolut von einer geraden Linie nicht zu unterscheiden seyn, und doch wird immer noch das Obige von ihm gelten, daß, wenn man von einem Punkte desselben in entgegengesetzter Kreisrichtung — die aber hier mit der geradlinigen zusammenfällt — mit jemandem fortschreitet, man wieder mit ihm zusammentrifft, aber freilich erst in der Unendlichkeit. Gesetzt nun also, ich schreite wirklich im Raume auf gerader Linie, mit jemandem in entgegengesetzter Richtung, von demselben Punkte fort, so ist es für mein Vorstellungsvermögen gleich, ob ich jedes beliebige Stück der durchschrittenen geraden Linie für ein Stück eines unendlich großen Kreises oder eben einer geraden Linie nehme, und ich kann mich mithin freuen, — wenn ich sonst nicht davor zurückbebe, die Unendlichkeit auszumessen — mit meinem Freunde endlich wieder zusammenzutreffen. — Auf eine andre Weise ließe sich die Sache so probabel machen: zwei Punkte fallen dann für die Anschauung, wie für den Begriff, zusammen, wenn absolut kein Punkt mehr zwischen ihnen gedacht werden kann; für die Anschauung ist die Unendlichkeit nicht, also müssen wir, wiefern wir noch von Beziehungen in ihr

sprechen wollen *), uns an den Begriff halten. Nun sieht in einer geraden Linie jeder Punkt nach zwei entgegengesetzten Richtungen, z. B. in der Linie

a ——— c ——— b, der Punkt c sowohl

nach ca, als nach cb, wie theils die unmittelbare Anschauung, theils die Beschaffenheit des Punkts, als Theil einer Linie ergiebt. Hat nun ca und cb das All durchgelaufen, so kann es über ca und cb hinaus keine räumlichen Punkte mehr in diesen Richtungen geben (obwohl nach bc und ac zwischen a und b noch unendlich viel Punkte existiren), weil diese, vermöge der angenommenen Unendlichkeit der beiden Linien, sonst schon durchlaufen seyn müßten; da nun zwischen a und b in der Richtung ca und cb kein Punkt mehr gedacht werden kann, der sie trenne, denn dieser wäre durchlaufen, so müssen, dem Begriff vom Zusammentreffen zufolge, beide nach diesen Richtungen zusammenfallen, und werden nun in einer Richtung unendlich nahe, in der andern unendlich weit entfernt seyn, was auch im Grunde in der Linie

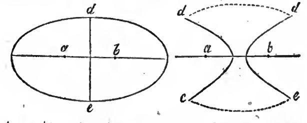
a ——— c d ——— b mit den Punkten cd

Statt hat; nach den Richtungen cd, dc sind sie ganz

*) Darfs der Mathematiker bei den Parallellinien, so muß es eben so gut in diesem Falle verstattet seyn.

nahe; nach ca, db unendlich weit auseinander, und man kann daher selbst jeden Punkt cd in unsrer Welt als in dem Zusammentreffen zweier, von einem unendlich entfernten Punkte entgegengesetzt ausgelaufenen, geraden Linien existirend betrachten. Auf diese Weise ist ein endlicher Kreis nur das endliche Bild einer unendlichen geraden Linie, und umgekehrt eine gerade endliche Linie ist nur ein Fragment eines unendlich großen Kreises, und sich linear ausdehnen, heißt, zum unendlich großen Kreise werden wollen.

Auch die Mathematik giebt zu dieser Behauptung einen auffallenden Beleg in der Art, wie die Formel für die Hyperbel aus der für die Ellipse entsteht. Die Formel für die letzte, die Abscissen vom Anfangspunkte der großen Axe angenommen, ist bekanntlich $y^2 = px - \frac{px^2}{2a}$; man nehme nun die große Axe negativ, daß also alle ihre Beziehungen umgekehrt werden, so wird aus der Ellipse die Hyperbel,



in welcher die Hälften a und b, statt wie in der

Ellipse, sich ihre Concavität zuzukehren, sich die Converität zuwenden; und wo beide Hälften in den Punkten d und e zwar erst in der Unendlichkeit zusammenstoßen können, aber doch zusammenstoßen müssen, da die Gleichung für die Hyperbel ganz die für die continuirliche Ellipse ist, nur daß das Zusammenlaufen in der einen Richtung durch Substitution des negativen Zeichens an die Stelle des positiven in der Formel, in ein Zusammentreffen in entgegengesetzter Richtung verwandelt werden muß; wodurch die Hyperbel mit ihren Spinnenbeinen entsteht.

Dieß ist übrigens nicht der einzige Beleg, den die Mathematik für diesen Satz giebt: sie giebt ihrer sehr viele, die zuletzt alle ihre Gültigkeit von dem allgemeinen Satz erhalten, daß eine Größe in die entgegengesetzte eben sowohl durch Unendlichkeit als durch Null übergehen kann.

Als einen, so zu sagen, sichtbaren Beweis ließe sich vielleicht eine bekannte Erscheinung der Katoptrik anführen. Wenn man auf die Axe eines sphärischen Hohlspiegels, in eine sehr große Entfernung von seiner Oberfläche, ein Licht bringt, so werden alle Strahlen desselben in den Hauptbrennpunpt des Spiegels von dessen Oberfläche zurückgeworfen, und man erblickt in diesem Punkte das Bild des Lichtes. Bringt man das Licht dem Spiegel näher, so entfernt sich das, zuvor im Hauptbrennpunkt erblickte, Bild des Lichtes

weiter von der Oberfläche des Spiegels und rückt dem Mittelpunkte der Spiegelkrümmung, der in der doppelten Entfernung, als der Hauptbrennpunkt, von der Oberfläche des Spiegels, auf seiner Axe liegt, näher. So wie das Licht in den Mittelpunkt der Krümmung selbst gelangt, fällt es mit seinem Bilde, das jetzt auch in diesen Punkt zurückgeworfen wird, zusammen. Nähert man das Licht dem Spiegel nun noch mehr, so geht das Bild, an Größe immer zunehmend, über den Mittelpunkt hinaus, so daß das Licht jetzt zwischen seinem Bilde und dem Spiegel ist; und so, jemehr das Licht von dem Mittelpunkte der Krümmung nach dem Hauptbrennpunkte zu rückt, um so weiter entfernt sich des Lichtes Bild; so daß es, wenn das Licht in den Hauptbrennpunkt selbst gelangt, in unendliche Ferne fällt, und in der Wirklichkeit gar nicht mehr erblickt werden kann. Nähert man jetzt das Licht der Spiegelfläche noch mehr, so daß es zwischen den Hauptbrennpunkt und die Spiegelfläche tritt, so erscheint das Bild von Neuem, aber jetzt auf einmal in entgegengesetzter Richtung, als vorhin; anfangs noch sehr fern und groß; allein immer näher und kleiner werdend, je näher man das Licht an die Spiegelfläche selbst bringt, wo es mit seinem Bilde abermals zusammenfällt. — Offenbar müßte man, wenn das Licht im Hauptbrennpunkte steht, sein Bild, wofern es möglich wäre, mit den Augen in die Unend-

lichkeit zu reichen, eben so wohl, wenn man sich nach der einen, als wenn man sich nach der entgegengesetzten Richtung kehrte, erblicken; da der Punkt, wo es dann steht, blos den Grenzpunkt der beiden Richtungen abgiebt, wo diese zusammenstoßen.

Versuch einer Entwicklung des Organisationsgesetzes aus dem räumlichen Symbol.

Das Wesen eines jeden Organismus ist eine Mannigfaltigkeit von Theilen, die zu einer strengen Einheit zusammenstimmen. Will man einen Organismus **bloß** in Bezug auf die strenge Einheit aller seiner Funktionen symbolisiren, so dürfte es streng nicht anders im Räumlichen geschehen können, als durch einen Punkt, der etwas an sich Untheilbares, absolut in sich Einiges, alle Qualitäten, die man sich an ihm denken mag, Verschmelzendes ist. Wie man das ganze Gewicht eines Steins sich in einem einzigen Punkte, dem Schwerpunkt vereinigt denken kann, so kann man gewissermaßen einen solchen organischen Schwerpunkt (Seele) in jedem Organismus setzen; allein wie im Stein der Schwerpunkt nur ideal in einer Mannigfaltigkeit von Theilen, nicht für sich besteht, so auch im Organismus.

Der Punkt ist daher noch kein vollständiges Symbol des Organismus; weil zum Wesen des Organismus nicht blos Einheit gehört, sondern auch, daß diese Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Theilen auftrete.

Man denke sich nun, daß der Punkt, den wir als Symbol der organischen Einheit gesetzt haben, ein höchst intensiver sey, sich aber nun nach allen Seiten zu expandire, so wird er dadurch zum Kreise werden.*) Dieser Kreis ist nun schon das vollkommene Symbol jedes beliebigen endlichen Organischen; oder, in wie fern etwas organisch ist, läßt es sich durch einen Kreis symbolisiren, wobei natürlich alle besondern Beziehungen speciellerer Organismen wegfallen. Nur für die allerallgemeinsten organischen Beziehungen ist der Kreis das Symbol; was sich im Kreise findet, läßt sich in jedem Organismus finden, nicht umgekehrt. Die einzelnen Organismen sind aber blos verschiedne Entwicklungsstufen desselben Symbols oder verschiedne Bruchstücke derselben Entwicklungsstufe. Durch fortgesetzte Entwicklung des Symbols, wozu die Andeutung folgen wird, würde sich die Gestalt der einzelnen Organismen auf diese Weise von selbst ergeben, und man eigentlich in der Entwicklung des Symbols die Entwicklungsart der Organismen selbst haben.

Der Punkt, der die Einheit symbolisirte, steht in der ersten Entwicklungsstufe des Symbols zum Kreise nun wirklich als Centralpunkt für eine unendliche Mannigfaltigkeit, die Punkte der Peripherie,

*) Im Grunde zur Kugel; indeß der leichtern Darstellungsart halber betrachte ich bloß einen Kugelschnitt.

da, die alle von ihm abhängig gedacht werden können. Wir wollen gleich einen besondern Organismus als Beispiel nehmen, um das Symbol daran nachzuweisen, den menschlichen, und zwar den körperlichen. Eine vorläufige Kenntniß desselben muß ich freilich zur Verständniß voraus setzen. Die Entwicklung läßt sich nach Systemen oder nach Organen vornehmen, ich wähle die Erstere.

Wiefern alle Funktionen des menschlichen Körpers zur vollkommenen Einheit zusammenstimmen, jede Funktion in der andern mitwirkt, und nur durch Mitwirken der andern selbst besteht, wifern auf der andern Seite jedes Grundsystem in jedem enthalten ist, und es bilden hilft, Gefäße und Nerven in den Häuten, Häute und Gefäße in den Nerven, Häute und Nerven in den Gefäßen, in sofern kann man sich vorstellen, daß alle Funktionen in einem einzigen Punkte vor sich gehen, daß Gefäß-Nerven, und Zell- oder Hautsystem in einen Punkt zusammengewachsen sind.

Allein der Punkt fängt an, seine Intension in Extension umzusetzen, er expandirt sich nach allen Seiten in linearer Richtung, wird zum Kreise. Könnte der Punkt sich unbeschränkt ausdehnen, so würde er durch seine Extension das Universum erfüllen und dahin geht auch sein Streben, vermöge des Beharrungsvermögens der einmal eingepflanzten organischen Be-

wegung; allein jeder Punkt ist nur als ein Punkt, innerhalb einer größern Peripherie, der Außenwelt, schon gesetzt zu betrachten, die sich, so wie er anfängt, sich gegen sie auszudehnen, gegen ihn concentrirt. Dieser Kampf des Punktes, der sich ins Unendliche ausdehnen will, mit der Peripherie, die sich gegen ihn concentriren will, symbolisirt das Leben.

Todt ist, was noch gleichartig und wiefern etwas noch gleichartig mit der Außenwelt verschmolzen ist, wie jeder Punkt; das Erwachen des einzelnen Punkts zum Leben ist, daß er in Opposition mit der, ihn umgebenden, großen Peripherie, der Außenwelt, tritt, und gegen sie ankämpft. Dadurch wird er zum Kreise; er läuft in Radienform gegen die Außenwelt an, und in entgegengesetzter Richtung sie gegen ihn; wo sich beide treffen, da ist die Abgränzung des Organischlebendigen mit der Außenwelt, der er früher als Punkt angehörte, und aus der er sich nun als selbstständig heraus individualisirt hat; an der Peripherie ist der Schauplatz der Wechselwirkung zwischen Organismus und Außenwelt, der Wechselwirkung, die sich aber dann durch beide fortpflanzt.

Dreies ist im Kreise hauptsächlich zu betrachten: Das Centrum, die Einheit; die Peripherie, die unendliche Mannigfaltigkeit; das Verbindende der Einheit und Mannigfaltigkeit, der Radius, der vom Centrum nach der Peripherie und von der Peripherie nach

dem Centrum läuft; jedes besteht nur durch die beiden andern. Jeder Organismus ist seinem Wesen und seinen allgemeinsten Beziehungen nach, eine Dreieinigkeit.

Man setze die Sphäre des Nervensystems als Centrum, von ihm geht aller dynamische Impuls aus, die Sphäre des Haut- oder Zellsystems*) als Peripherie, sie gränzt an die Außenwelt und vermittelt den materiellen Verkehr mit ihr; die Sphäre des Gefäßsystems sey die Gesammtheit der Radien, die von Innen nach Außen durch das Nervensystem ihre Anregung erhalten, von Außen nach Innen durch das vegetative System der Häute ihren Stoff. Will man das Nervensystem als Repräsentant der sensibeln, das Gefäßsystem als Repräsentant der irritabeln, das Zell- oder Hautsystem als Repräsentant der vegetativen Funktionen setzen, welche, ohne solche Beziehungen, ohnehin nur Namen sind, so zeigt sich auch hier die Dreieinigkeit. Theils besteht die Funktion des Nervensystems nur darin, daß es auf Gefäßsystem und Hautsystem einwirken und durch diese Systeme Wirkungen aufnehmen kann, wie auch der

*) Die Haut läßt sich selbst als eine vergrößerte Zelle, oder die Zelle als eine verkleinerte Haut betrachten, und überall gestaltet sich das Zellsystem zu Hüllen oder Häuten, ist deren Grundlage, daher ich das Zellsystem, eben als System, als Ganzes betrachtet, lieber Hautsystem nenne.

Mittelpunkt nur dynamisch durch Bezug der andern Systeme, der Radien und peripherischen Punkte dasteht; theils könnte das Gefäßsystem nicht thätig seyn, erhielte es nicht auf der einen Seite den dynamischen Antrieb vom Nervensystem, auf der andern Seite den Stoff von Zelle und Haut (Darmkanal, Athemhaut), theils endlich müssen Haut und Zellen, was auf ihnen ausgesondert werden soll, unmittelbar vom Gefäß erhalten. Keins der drei Grundsysteme kann ohne das andre be- und entstehen. Radien setzen einen Mittelpunt voraus und bilden durch ihre Gränzpunkte von selbst eine Peripherie; der Mittelpunkt kann als solcher nur in sofern dastehn, in wiefern er Radien und Peripherie aus und um sich hat; und eben so ist eine Peripherie nur als Gränze der Radien eines Mittelpunkts möglich. Gefäßsystem, Nervensystem, Hautsystem müssen daher gleichzeitig in dem Thierreiche, wie in der Entwicklung des Foetus hervortreten.

Selbst der Gestalt nach sehen wir, wie das Symbol im Allgemeinen befolgt worden ist. Das Nervensystem, die Nervenmasse, ist nach dem Typus der Punktform gebaut, das Gefäßsystem streckt sich nach der linearen Form, das Hautsystem bildet sich zur Zell- oder Schlauchform aus. In der ersten Symbolentwicklung ist die Haut nur erst eine einzige Zelle, die das Ganze umfängt.

Zwischen den Grundsystemen treten nun mehrere Mittelsysteme auf; deren Stelle sich im Symbol von selbst ergiebt; nämlich da, wo die Grundsysteme in einander übergehn; sollen diese Mittelsysteme aber gesondert betrachtet werden, so muß die Sonderung eben deshalb schon künstlich und etwas gewaltsam erscheinen.

Das Muskelsystem, wiefern es ins Gefäßsystem eingeht (Herz, tunica muscularis) liegt latent auf der Gränze zwischen Gefäßsystem und Nervensystem als beide verschmelzendes Mittelglied, oder wird durch die Punkte ausgedrückt, die unmittelbar das Centrum umgebend, mit ihm in Eins verschmelzen, von denen mithin der Radius entspringt, und durch die er erst in das Centrum zunächst eintaucht; daher geht alle Thätigkeitsäußerung des Nervensystems zunächst auf das Muskelsystem über, und die Arterie kann nur bewegt werden, weil ihre eine Seite muskulös ist. Das Herz liegt in diesem Centralmuskel mit verschlossen.

*) Die sogenannten Muskeln des animalen Lebens, als Massen betrachtet, sind selber Organe, nicht Theile eines sich allgemein durch die Organe hindurchziehenden Systems; dasselbe gilt von den Knochen, wiefern sie nicht, wie in dem niedern Thiere und dem Eie, die Hautgränze ausmachen; wo sie alle Organe umhüllend, allen allerdings gemeinsam angehören. Nur in sofern Muskel und Knochen streng Systeme sind, werden sie hier in Betracht gezogen.

Bis zu dieser Andeutung des Muskelsystems habe ich eine Trennung verspart, die sich nun auch noch im Gefäßsystem vornehmen läßt.

Im Gefäßsysteme sind nämlich zwei Richtungen zu unterscheiden, die arteriöse und die venöse. Der Radius, der vom Centralmuskel aussproßt, ist die Arterie, die Gesammtheit dieser Radien das Arteriensystem; sie durchlaufen von Einem Punkte aus divergirend alle Theile des Organismus, in der Richtung von Innen nach Außen; dagegen die Radien, die von der Peripherie, dem System der Häute, nach dem Centrum zulaufen und von der Wirkung der materiellen Außenwelt, die sich durch ihr Andrängen in den Organismus hinein fortpflanzt, herrühren, das convergirende Venensystem vorstellen. Die Arterie ist dem Wesen nach muskulös, sie sproßt vom Centralmuskel aus und kann als Fortsetzung desselben betrachtet werden; die Vene ist dem Wesen nach häutig und wird nur da muskulös, wo sie zuletzt in den Centralmuskel eintaucht. In der Arterie ist die Wand beweglich, weil sie ihren Impuls vom Centralpunkte, dem Nervensystem, durch das Mittelglied des darum liegenden Muskelsystems erhält; in der Vene ist der Stoff, das Blut, nicht aber die, dem Organismus selbst zu eigen gehörende Wand beweglich; diese kann nirgends einen Impuls her erhalten; aber der Stoff, das Blut, behält die, ihm von der Außenwelt ein-

gepflanzte Bewegung von der Peripherie nach dem Centrum. In der Peripherie, der Haut, dem Zellgewebe, verschmilzt die arteriöse und venöse Richtung; die Arterie geht hier in die rücklaufende Vene über; so wie sie auf der andern Seite im Centralmuskel mit ihr zusammentraf. In der Haut ist aber auch der lymphgefäßartige (einsaugende) Anfang des Venensystems (jetzt allgemeiner für dasselbe als früherhin anatomisch erwiesen) und die Endigung des Arteriensystems in das System der exhalirenden (aushauchenden) Gefäße zu suchen. Das aushauchende Gefäß ist durch den Punkt symbolisirt, wo ein auslaufender Stral, eine Arterie, in die Peripherie eintrifft, mit ihr zusammenfällt; das einsaugende Gefäß durch den Punkt, wo ein rücklaufender Stral in der Peripherie, mit ihr zusammenfallend, anfängt. Insofern nun diese Punkte eigentlich erst die Peripherie bilden, läßt sich auch das ganze Haut- oder Zellsystem, der Grundlage nach, als aus einsaugenden und aushauchenden Gefäßen verschmolzen betrachten, und nur insofern sie dieß ist, kann sie den Wechselverkehr mit der Außenwelt vermitteln.

Die Lymphgefäße und exhalirenden Gefäße bilden eigentlich kein Mittelsystem zwischen Haut- und Gefäßsystem; sondern sie sind Gefäßsystem selbst, wiefern es sich in Haut auflöst.

Das eigentliche Mittelsystem zwischen dem Hautsystem und Gefäßsystem bilden die Verdauungs-, Athem-, Harnwege, die gefäßartig gestaltete Häute sind, und sich als solche durch den ganzen Leib ziehen: aus ihnen schöpft das Gefäßsystem, in sie ergießt es seine excernirten Stoffe zunächst. Ihre Darstellung im Symbol möchte folgende seyn.

Man denke sich die Peripherie in zwei an einander liegende Reihen Punkte zerlegt, eine äußere und eine innere. Die erstre wird mit ihrer, nach Außen sehenden converen Seite die äußere Haut, mit ihrer nach innen sehenden concaven, die, sich nach innen ziehende und unmittelbar mit jener zusammenhängende, Schleimhaut darstellen. An der innen anliegenden Reihe peripherischer Punkte wird man ebenfalls eine, der Schleimwand zugekehrte, convere und eine der Innenwelt zugekehrte concave Seite zu unterscheiden haben; erstre stellt die Muskelhaut der Därme vor, deren Genesis gleich weiter erörtert werden wird, letztere das System der serösen Häute. Denkt man sich nun beide an einanderliegende Peripherien zusammen als einen dünnen Ring, den nach innen die Schleimhaut, die Muskelhaut und die seröse Haut bilden, so wird dieser das System jener vegetativen Wege andeuten.

Die Muskelhaut scheint mir auf folgende Weise in die Därme zu kommen. Die Muskelhaut der Ar-

terie setzt sich mit dieser bis zu ihrem Eintreffen in die Peripherie fort; ja sie wird, wie Versuche zeigen, verhältnißmäßig mit dem weitern Verlaufe der Arterien immer stärker, so daß ihr Lumen zuletzt bei wirklich erreichter Gränze des Arterienlaufs, wahrscheinlich ganz schwindet, und so zu compacter Muskelsubstanz selbst sich verdichtet. Am Ende ihres Verlaufs, der Peripherie, dem Hautsystem, angelangt, legt die Arterie diese verdichtete Muskelhaut ab, die nun an der Gränze den Hautcharakter annehmend, sich an der Peripherie als selbstständige Haut, Muskelhaut der Därme, vielleicht auch Hautmuskel der Thiere anlegt; während die übrige Arterienhaut sich als aushauchendes Gefäß in die andern Häute auflöst. — Alles ist mir indeß hiebei noch nicht klar.

Das Hautsystem gränzt nun aber nicht blos nach Innen an das Gefäßsystem und bildet mit ihm ein Mittelsystem, sondern auch nach Außen an die, in Bezug auf den Organismus unorganisch zu nennende, Außenwelt und auch mit dieser verschmilzt es zu einem Mittelsystem, dem System der Oberhaut; das halb den organischen Hautcharakter, halb einen unorganischen, dem Mittel, worin sich der Organismus befindet, angemeßnen, Charakter trägt; hieher sind die kalkartigen Ueberzuge des Eies, der niedern Thiere, die hornartigen Ueberzüge, die Schuppen, Federn, beim Menschen noch die Oberhaut zu rechnen.

Zwischen dem Hautsystem und Nervensystem findet keine unmittelbare Verschmelzung zu einem Zwischensystem Statt, weil zwischen beiden der Radius, das Gefäßsystem liegt, wenn man nicht, wie man allerdings kann, dieses selbst für das Zwischensystem ansehn will. Uebrigens muß das Hautsystem allerdings auch Nerven haben; denn das Hautsystem umschließt ja als Hülle den Mittelpunkt, das Nervensystem und mir scheint selbst im Symbol begründet zu liegen, daß in der Mitte jeder einzelnen Zelle ein Nervenpunkt sich bilden muß.

Das Nervensystem ist in Allem, das Gefäßsystem geht durch Alles, das Hautsystem ist um Alles.

Betrachtet man den Mittelpunkt selbst als kleinen Kreis, so kann man im Symbol auch schon eine Andeutung der verschiedenen Nervenmassen finden; bei deren Abgränzung mit den Nachbarsystemen mir aber gleichfalls noch Manches dunkel ist, was ich indeß später zu entwickeln suchen werde.

Es verdient bemerkt zu werden, daß sich dies ganze Symbol auch auf die Welt, als Organismus betrachtet, wiefern man nur eben ihre allgemeinsten Beziehungen dabei erwägt, anwenden läßt, sobald man dem, im vorigen Abschnitt aufgestellten, Satz beipflichtet.

Gesetzt, der Anfang (das Ei) der Welt wäre auch ein Punkt gewesen, ein höchst intensiver Punkt, so

wäre darin, als solchem, noch weiter nichts symbolisirt, als daß Alles in der Welt zur vollkommensten Einheit zusammenstimmt; aber die Weltmannigfaltigkeit träte noch nicht hervor, in der diese Einheit sich aussprechen soll. Nun aber expandirt sich der Punkt, setzt seine Intension in Extension um, und zwar, da annahmweise außer dem Punkte noch nichts war, was ihn in seiner Extension hätte beschränken können, er extendirt sich bis ins Unendliche; ein Begriff, von dem wir uns freilich blos endliche Schemate denken können, den wir aber dessenungeachtet in vielen Fällen nicht verbannen können. Erst, wenn jeder Radius bis ins Unendliche gelaufen ist, trifft er auf den Radius, der in entgegengesetzter Richtung von ihm gelaufen ist, und so, anstatt daß jeder endliche Organismus von der ihn umgebenden Außenwelt beschränkt wird, tritt jetzt dem unendlichen Organismus seine andre Hälfte entgegen, und bildet mit ihm den Gegensatz; hält man daran fest, so läßt sich die Gleichung für das Endliche auch auf das Unendliche übertragen.

Fragt man hier nach der Bedeutung des Symbols, so sage ich: der Mittelpunkt ist der, nur als beseelendes Princip des Weltganzen ideal existirende Gott; oder ist das Allgemeine, das Absolute, von dem alles Besondre abhängig und ausgehend gedacht werden muß. Der unendliche Radius ist die, ins Unendliche fortlaufende, lineare Zeit; durch die Alles Ein-

zelne aus dem Allgemeinen, dem Absoluten sich herausindividualisirt; denn nur durch Radienwerden wird der Punkt zur Peripherie. Der Radius hat aber eine doppelte Richtung, einmal vom Centrum nach der unendlichen Peripherie, dieß ist das Werden der Zeit, das andremal, in Folge der Wirkung des entgegengesetzten Radius, von der Peripherie nach dem Centrum; dieß ist das Vergehen der Zeit; der Indifferenzpunkt, wo beide in der Unendlichkeit verschmelzen, ist die Gegenwart; in ihr existirt als unendliche Peripherie der Alles befassende Raum. Die Gegenwart ist das augenblickliche Zusammentreffen des Vergehens und Werdens; das Leben der Welt ist ein beständiges Entwickeln durch die Zeit, Hervortreten aus dem Allgemeinen, und ein beständiges Zurücknehmen des Entwickelten in das Allgemeine, durch die Weltvene, das Vergehen; worauf das Zurückgenommene abermals heranstritt. Nur an der Peripherie ist Wirklichkeit, Wechselthätigkeit; das vor der Peripherie ist noch nicht gewesen, und ist erst in der Entwicklung begriffen; das hinter der Peripherie, oder vielmehr in die Richtung des entgegengesetzten Radius fallende war schon. Es herrscht ein ewiger Kreislauf in der Welt; sie ist nach allen Richtungen nichts als eine sich in den Schwanz beißende Schlange. In der Welt können wir aber jeden Punkt als Mittelpunkt setzen für eine unendliche Peripherie (mundus est sphaera, cujus

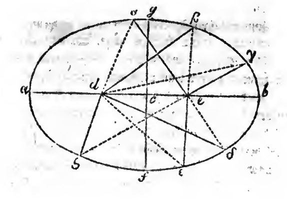
centrum ubique, peripheria nusquam); aber auch jeden Punkt als peripherisch für einen unendlich entfernten Mittelpunkt; es hat auch jeder Punkt in der Welt diese doppelte Bedeutung; jeder Punkt ist und fühlt sich auf der einen Seite als Centralpunkt, in Bezug auf den die ganze Außenwelt existirt; und ist auf der andern Seite nur dienendes Glied in einer größern Peripherie. Wie in einer unendlichen Sphäre der Mittelpunkt überall ist, so ist Gott überall; er ist in jedem seiner Wesen als dessen innersten Centralpunkt; im Menschen ist die Vernunft das Göttliche, der Theil, mit dem der Mensch darin wurzelt. *)

Die zweite Entwicklungsstufe des Symbols darzustellen, hat nun allerdings weit mehr Schwierigkeiten, weil hier Alles complicirter wird; auch ist mir da, und selbst in der ersten Entwicklungsstufe, bei weitem noch nicht Alles klar; was mir indeß bis jetzt klar geworden ist, will ich hersetzen, und es wird wenigstens hinreichen, zu zeigen, wie durch fortgesetzte Einwirkung desselben Gesetzes, die ganze Mannichfaltigkeit des Organismus hervorgebracht werden könne.

---

*) Diese Darstellung des Weltsymbols hat im Wesentlichen schon Oken gegeben S. Naturphilosophie S. 31 u. ff.

Wir wollen nun zuvörderst annehmen — wiefern eine solche Annahme gültig seyn, und aus der gesetzmäßigen Entwicklung des ersten Symbols abgeleitet werden könne, wird weiterhin erörtert werden — der Organismus habe sich durch Auseinandertreten des Mittelpunkts nach entgegengesetzter Richtung während der Kreisbildung, oder auf irgend eine Weise, die den Kreis zur Ellipse umschaffen kann, zur Ellipse entwickelt.



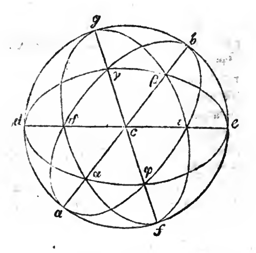
Der, in der Mitte feststehengebliebene, Punkt c, mit den beiden nach den Brennpunkten divergirenden Armen cd und ce stelle das, nun schon weiter ausgebildete, Nervensystem, der Mittelpunkt c insbesondre die Centralorgane desselben vor, die andern Stücken

der großen Axe da und eb, stellen das selbstständige Muskelsystem vor, welches da entsteht, wo die Gefäßrichtung mit der Richtung des Nervensystems zusammenfällt; die Brennpunkte stellen das Herz vor, d das linke, a das rechte, in deren jedem noch Ventrikel und Atrium verschmolzen sind, und die von den Brennpunkten ausgehenden und zu ihnen zurückkehrenden Stralen des Gefäßsystems. Die, nun schon linear sich aussprechenden, Muskeln da und eb sind eigentlich auch Gefäße, in die aber statt des Bluts Nervenmasse sich verbreitet. Ihr erster Ursprung ist vom Herzen, nämlich ein Theil der Arterienendigungen verdichtet sich nach meiner Ansicht zu Muskelsubstanz; sie setzen sich aber auf der andern Seite an die Haut an als Hautmuskel (der bei allen Säugthieren noch vorkommt) und an den Knochen, der auch in diesem Symbol noch an der Hautgränze liegend gedacht werden muß, wie bei den niedern Thieren (Noch nicht recht klar.). Die Peripherie ist noch das ganze Hautsystem und enthält ununterscheidbar alle Theilsysteme desselben, äußre Haut, wozu der knochige Ueberzug zu rechnen, Darmkanal, Lunge, alle zellige Umkleidungen. Es falle nun vom linken Herzen d aus ein Strahl dδ oder dβ oder dζ u. s. w. nach der Peripherie, so symbolisirt er und alle andern Stralen, die von demselben Brennpunkt aus nach der Peripherie fallen, das Aortensystem, das in alle Theile des Körpers nach den Haut-

flächen und in das Zellgewebe läuft. Dort in Wechselwirkung mit äußern Stoffen getreten, wird es als System der vena cava convergirend zurückgebrochen *) nach dem andern Brennpunkt, dem rechten Herzen e; so daß mithin alle Stralen, δe, βe, ζe u. s. f. diesem Systeme angehören; vom Brennpunkt b läuft nun der Strahl wieder in den Richtungen eα, eε, eγ u. s. w. aus als Lungenarterie, denn die Lunge liegt noch (die vergleichende Anatomie giebt die Belege dazu) in der Peripherie mit der Haut verschmolzen, tritt wieder mit der Außenwelt in Wechselwirkung, und wird dann als Lungenvene, αd, εd, γd, u. s. w. wieder in das linke Herz zurückgebrochen, worauf der Kreislauf von Neuem beginnt. Nur die aorta und die arteria pulmonalis sind nach diesem Symbol muskulöse Herzverlängerung, die vena cava und vena pulm. sind Hautverlängerungen. Die Bedeutung der kleinen Axe ist mir noch nicht hinlänglich klar. Doch scheint sie mir weiter nichts zu bezeichnen als die Scheidelinie der rechten und linken Körperhälfte. Eine El-

*) Im Grunde ist der Ausdruck, der Strahl wird zurückgebrochen, bei der Darstellung der Symbolentwicklung nicht ganz angemessen; indessen d.r Kürze wegen kann er beibehalten werden; eigentlich bringt die Gegenwirkung der Außenwelt diese Richtung nach dem andern Brennpunkt zu Wege.

lipse für sich ist aber eigentlich erst ein organisches Bruchstück der zweiten Stufe der Organisationsentwicklung. Diese muß im Grunde so gedacht werden, (warum, werde ich gleich erörtern) daß jeder Radius der ersten kreisförmigen Entwicklung für sich eine Ellipse bildet, die sich, wie krumme Linien auf einer Wasserfläche, ohne einander zu stören, in einander verschlingen.



wie z. B. in beigezeichneter Figur, wo aber nur die Entwicklung dreier Radien ab, de, gf auf diese Weise dargestellt ist; und wo die respectiven Brennpunkte der verzeichneten Ellipsen die Punkte α und β;

und e, γ und ϕ sind. Alle entstandnen Ellipsen werden dann von dem allgemeinen Umkreis adgbef begränzt, der nun schlechthin die äußren Integumente darstellt, während andre Hautsysteme in der Ellipsenperipherie sich schon nach innen ziehen. Es ist leicht begreiflich, daß, wenn man sich alle Radien des ersten Symbols zu Ellipsen entwickelt denkt, dann der Brennpunkte α, δ, γ, u. s. w. unendlich viel werden, und sie selbst für sich einen Kreis bilden; daher in der vollständigen zweiten Symbolentwicklung eigentlich das Herz noch einen geschlossenen Ring darstellt. Auch verbreiten sich dann die Strahlen des Nervensystems sonnenartig von allen Seiten gegen das Herz, vom Centralpunkte c, aus; als $c\alpha$, $c\beta$, $c\gamma$, $c\delta$ u. s. f.

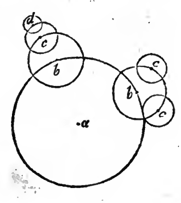
Daß die Ellipse bei der zweiten Entwicklung des organischen Symbols hervortreten müsse, ist mir vollkommen klar; ziemlich auch, durch welche Art des Mechanismus; aber doch in diesem Mechanismus selbst ist mir noch Vieles dunkel, und wird es auch so lange bleiben, bis ich erst weitre Fortschritte im Studium der mechanischen Wissenschaften überhaupt gemacht haben werde, wo ich wenigstens hoffe, mehr Klarheit darüber zu erhalten. So weiß ich z. B. noch keinen sichern Grund anzugeben, warum sich die verschiednen Ellipsen bei ihrer Entwicklung nicht wechselseitig stören

und an der Ausbildung hindern sollen; indeß daß dieß nicht absolut nöthig sey, zeigt, daß solche Hinderungen in flüssigen Mitteln wenigstens nicht Statt finden; und im Grunde muß auf ein solches auch die Symbolentwicklung bezogen werden; das Ei enthält ja selbst nur Flüssigkeit. Doch wie gesagt, dieß erfordert noch genauere Untersuchung. Das Gesetz der Symbolentwicklung, deren Ausführung ich mich noch keineswegs gewachsen fühle, läuft nun nach meiner Ansicht auf Folgendes hinaus.

Der ganze, jeder, Organismus geht durch continuirliches Befolgen desselben Princips bei seiner Entwicklung hervor. Um mich eines Beispiels zu bedienen: Wird ein Stein geworfen, so fliegt er vermöge seines Beharrungsvermögens in einer und der nämlichen Richtung fort; ein ähnliches Gesetz des Beharrungsvermögees existirt für die organische Entwicklung, dasselbe Gesetz, was den Anstoß zur Entwicklung Eines Punktes zum Kreise gab, lebt dann in jedem einzelnen Punkte des neuentstandnen Kreises fort, und zwingt ihn, sich nun auch für sein Theil zum Kreise auszudehnen, in diesem neuen Kreise wirkt es abermals auf jeden Punkt ein, u. s. fort, so daß die Entwicklung immer weiter fortschreitet; ja sie würde bis ins Unendliche fortschreiten, wie ein einmal geworfener Stein eigentlich bis ins Unendliche fortflie-

gen müßte, wenn nicht jeder Organismus einem höhern Organismus einverleibt wäre, der ihn nicht unbeschränkt, sondern nur bis zu einem gewissen Grade sich ausbilden läßt durch sein Entgegenwirken. So kann ein Stein auch vom Boden ab nur bis zu einer gewissen Höhe emporgeworfen werden; allein hat er die akme erreicht, so fällt er wieder, weil er der Anziehungskraft der Erde unterthan ist. Daß eine solche unbeschränkte Ausbildung aber an sich möglich sey, sehen wir am Weltorganismus selbst, der wirklich bis ins Unendliche organisch ausgearbeitet ist.

Also um sich zunächst eine ganz grobe, gleich weiter zu modificirende, Vorstellung zu machen, betrachte man die Figur:

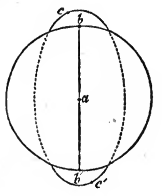


jeder peripherische Punkt b, den man sich in dem, von a ausgegangenen, Kreise vorstellen will, wird hiernach selbst wieder Peripherieen um sich hervorbringen, deren Punkte c abermals wieder zu Mittelpunkten für neue Kreise werden u. s. f.

Nach dieser Ansicht schiene freilich die Entwicklung des Symbols nicht viel Schwierigkeit zu haben; es wäre zugleich aber unmöglich, daß sich der Kreis zu Linien höherer Ordnung und selbst zu Ellipsen entwickeln könnte; allein es ist hier noch etwas aus der Acht gelassen, was in das so dargestellte Symbol die gewaltigsten Modificationen bringt. Nämlich die Figur zeigt im Groben die Entwicklung des Symbols, wie sie Statt haben würde, wenn im Kreise, nachdem er sich bis zur Peripherie b ausgedehnt, nun der Mittelpunkt a auf einmal todt und unwirksam bliebe; jetzt erst jeder Punkt b sich anfinge bis zu einer gewissen Peripherie c auszudehnen, nun abermals ruhte, und jeden Punkt c ruhig sich für sich ausdehnen ließe. Dem ist aber nicht so; in währender Expansion des Punktes a, wodurch b aus ihm hervor tritt, fängt sich auch b an und dann sogleich c an auszudehnen, u. s. f., so daß sich alle diese Bewegungen zusammensetzen.

Wir wollen zuvörderst blos zwei Punkte b und b′ in der, von a hervorgebrachten, Peripherie betrach

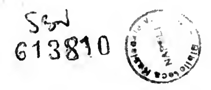
ten, die an entgegengesetzten Enden eines Radius derselben liegen.



Während sie sich, in der Peripherie um a liegend, anfangen, selbstthätig zu Kreisen auszudehnen, dauert zugleich noch die expandirende Wirkung von a aus fort, sie werden also unter ihrem Kreiswerden mit in der Radien-Richtung ab und ab' vorwärts getrieben; die ihnen von a aus mitgetheilte lineare Bewegung setzt sich mit ihrer selbstthätigen expansiven zusammen, und so wird der Kreis, den sie bilden würden, wenn a während ihres Ausdehnens ruhte, in die Länge gezogen. Es könnte nun hieraus noch keine gescheidte Figur entstehen; wenn b und b' sich erst anfingen, selbstthätig auszudehnen, so wie sie schon eine Strecke von a durch dessen Expansion entfernt wären; allein

das Gesetz der Stetigkeit in der organischen Entwicklung fodert, daß, so wie die Punkte b aus a hervorgetreten sind, sich peripherisch, aber noch unendlich nahe, um a gelagert haben, sie schon anfangen, ihre eignen Kreise zu schlagen. Diese werden dann, je mehr während der Kreisbildung b und b′ selbst von dem, sich fort expandirenden, a weitergerückt werden, um so mehr in die Länge gezogen, und verschmelzen bei a, aus dem sie gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung hervorgehn, zur Ellipse, deren Brennpunkte b und b′ sind, die ursprünglich in a's Peripherie entgegengesetzten Punkte: denn in der That sind die Punkte b und b′ nur als durch a's während der Kreisbildung erfolgtes Auseinandertreten nach entgegengesetzten Richtungen entstanden anzusehen. Nun aber tritt das Streben sich kreisförmig zu entwickeln, nicht blos in dem, in der Figur verzeichneten, Punkten b und b′ ein, sondern in allen, die sich zunächst um a als peripherisch denken lassen, wodurch die oben angedeutete Kreuzung der dabei entstehenden Ellipsen hervorgebracht werden muß. Ich führe dieses Symbol nicht weiter aus; theils weil ich, wie schon gesagt, zu einem Problem, das nach meiner Ansicht zu seiner Lösung alle Kräfte der höhern Analyse und ihrer Anwendung auf die Mechanik erfordern muß, mich noch bei weitem zu schwach fühle, theils auch, weil die Anwendung des Symbols die gründlichsten Kenntnisse in der vergleichenden Ana-

tomie und Naturgeschichte erfordert, und ich leider, mir bisher nur die oberflächlichsten habe erwerben können. Ich behalte mir indessen eine weitere Ausführung bei erlangten gründlichern Vorkenntnissen vor. Auf jeden Fall geschieht die weitere Entwicklung des Symbols nur durch Fortwirken desselben Gesetzes; die Ellipsenumfangspunkte dehnen sich, für sich betrachtet, wieder zu Kreisen aus, und so fort, aber die, ihnen früher eingepflanzte, Bewegung continuirt sich mit ihrer selbstständigkeit. Auf das gleiche einfache Gesetz müssen sich auch wohl die Bewegungen der Weltkörper reduciren lassen. Immer ist nicht zu vergessen, daß Alles hier Gesagte eigentlich nur von einer Schnittfläche des wahren Symbols giebt; dessen unterste Stufe die Kugel ist, und dessen höchste, wie ich Grund habe, zu glauben, wieder zur Kugel wird, obwohl nicht auf unsrer Erde. Ich glaube ferner Prämissen gefunden zu haben, doch noch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit, woraus sich schließen läßt, daß, wenn man bei der Entwicklung des Symbols bis zur Ellipsenkreuzung nicht stehen bleiben, sondern diese Ellipsen gleich sich fort für ihr Theil entwickeln lassen will, man auf der Durchschnittsfläche nicht unendlich viel, sondern blos drei sich entwickelnde Ellipsen annehmen darf. — Im unendlichen Organismus sind für die Ellipsen Parabeln zu substituiren.



Bei Leopold Voß sind ferner erschienen:

Kunze (D. G.), De Dysphagia commentatio pathologica. Acced. tab. II. Rosenmuellero et Webero delineatoribus, sculptore Schroetero. 8maj. 1820. 1 thlr.

— — Dr. I. C. Schmidt. Deutschlands Schwämme in getrockneten Exemplaren. Lief. 1 — 9. 4. 1818 bis 1821. 9 thlr.

— — Mykologische Hefte. Heft 1. 2. gr. 8. 1817. 1823. 2 thlr. 8 gr.

Choulant (Prof. D. L.), Tafeln zur Geschichte der Medizin von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts. Nach der Ordnung ihrer Doctrinen. gr. Fol. 1822. 1 thlr. 20 gr.

— — De Locis Pompejanis ad rem medicam facientibus. Cum tabula lithogr. 4 maj. 1823. 12 gr.

— — Rede über den Einfluß der Medizin auf die Cultur des Menschengeschlechts. gr. 8. 1824. 4 gr.

Platneri (Ernesti), Quaestiones medicinae forensis et medicinae studium octo semestribus descriptum. Primo junctim edidit indicem copiosum et vitam Platneri adjecit L. Choulant. Accedit effigies Platneri. 8 maj. 1824. 2 thlr. 16 gr.

Casper (Dr. J. L.), Bescheidene Zweifel gegen die neue Hellseherin in Carlsruhe, mit einigen Gedanken über den thierischen Magnetismus überhaupt. 8. 1818. 12 gr.

Edelmann (Dr. C. H.), Observatio enteritidis nervosae una cum epicrisi. 8. 1816. 6 gr.

Friedländer (Dr.), Ueber die physische Erziehung des Menschen. Aus dem Franz. gr. 8. 1819. 1 thlr. 16 gr.

Hartmann (Prof. Dr. Ph. K.), Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen, und dabey Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. gr. 8. 1802. 2 thlr.

Schkuhr (C.), Histoire des carex ou laiches, contenant la description et les figures coloriées de toutes les espèces nouvelles. 4. 1802. 10 thlr.

Körber (Dr. J. F. von), Auszug aus den ältern sowohl als neuern im Russischen Reiche erschienenen Manifesten, Ukasen, Publikationen, wie auch Verordnungen und Befehlen, welche das gesammte Medizinalwesen betreffen. gr. 8. 1816. 3 thlr. 12 gr.

Rostan (Leon), Untersuchungen über die Erweichungen des Gehirns, zugleich eine Unterscheidung der verschiedenen Krankheiten dieses Organs nach characteristischen Zeichen beabsichtigend. Zweite Auflage, übersetzt von M. G. Th. Fechner. gr. 8. 1824. 2 thlr. 16 gr.

Schilling (Dr. M. G.), Quaestio de Cornelii Celsi vita. Pars prior. De Celsi aetate. 8 maj. 1824. 12 gr.

Magendie (F.), Vorschriften über die Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel. Aus dem Franz. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1824. 12 gr.

Celsus (A. Cornel.), De Re medica libri octo. 12. 1823. 1 thlr. 12 gr.





